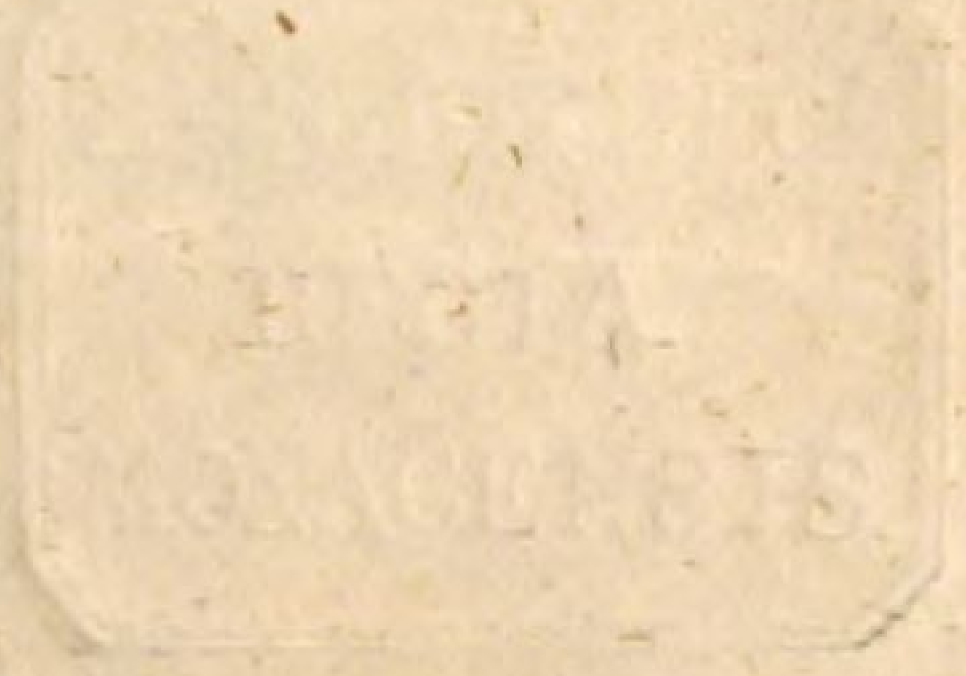
P. o. germ. Willkomm, E.
1630 ce-1

<36631800870017

<36631800870017

Bayer. Staatsbibliothek



Die Nachtmahlsbrüder in Rom.

Ein Roman

von

Ernst Willkomm.

Erster

~~Zweiter~~ Theil.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die Freunde.

Am Tage aller Seelen im Jahre 1844 lehnte ein Mann von etwa dreißig Jahren an dem Geländer der Phokassäule in Rom und überblickte sinnend den verwilderten Campo vaccino. Die Sonne versank eben hinter den Höhen des Coelius und vergoldete mit feurigen Flammen die Trümmer der verschwundenen Tempel, die Triumphbögen, das Capitol und die geheimnißvolle trotzige Ruine des torre de' Conti, der seine stumpf abgebrochenen Zinnen über die niedrigeren Häuser der neuen Stadt erhebt. In der milden Abendstille war auf dem wenig belebten ehemaligen Forum nichts zu hören, als das melancholische Schrillen der zahlreichen Marmorsägen unter den gesprengten

Wölbungen des Friedenstempels, das dumpfe Klopfen der Stellmacher und das heisere rauhe Geschrei der Campagnabauern, welche Mühe hatten, ihre wild gewordenen grauen Stiere zu bändigen, deren eine ansehnliche Menge auf dem zerstampften Boden des entweihten Forums wiederkäuend in ihren Jochen lagerten. Eins von diesen Thieren hatte sich losgerissen und zeigte dem fluchenden Bauer die Hörner, indem es bald rechts bald links der gegen ihn geschwungenen Schlinge geschickt auswich. Ein Peitschenschlag, der das Auge des schönen Stieres traf, machte ihn wild, brüllend hob er den Schweif, senkte den mächtigen breit gehörnten Kopf und brach in gewaltigen Sprüngen durch die erschrocken auseinander stäubenden Bauern. Fesselfrei stürmte die grimmige Bestie quer über das Forum, wandte sich dann plötzlich etwas rechts und rannte im donnernden Galopp auf der zum Titusbogen hinaufführenden Straße fort, gefolgt von den gellend schreienden Campagnolen.

Bei diesem Anblick erhob sich der Mann an der Phokassäule und sah mit lebhafter

Theilnahme den an ihm vorüberstürmenden Bauern und dem weit voraus geeilten Stiere nach, dessen grau schimmernde Gestalt im aufwirbelnden Staub und purpurnen Sonnennebel pfeilschnell dahinschoß. Im Augenblicke, wo der Stier die Wölbung des Triumphbogens betreten wollte, zeigte sich unter derselben ein Zug rothgekleideter junger Männer, die paarweise, die Kleineren zuerst, die Größeren hinter ihnen, vom Colosseum her die alte Straße gegen das Forum heraufwandelten. Ueberrascht von dem unerwarteten furchtbaren Anblick des wüthenden Thieres stießen die schweigend daher schreitenden blaßwangigen Jünlinge einen gemeinsamen Schrei des Entsetzens aus und wichen, Diese nach der Seite des Palatin, Jene nach dem mit zerbrochenen Säulenstümpfen bedeckten Trümmerwall aus, über dessen braunen Ziegelmauern die majestätische Doppelrotunde des Tempels der Venus und Roma in die klare Abendluft aufstiegen. Die schönen Wölbungen beider Rotunden leuchteten jetzt in sonnigem Aether, der mit zauberischem Glanz über allen Gegenständen flimmerte.

Dieser heftige Aufschrei der Erschrockenen, vielleicht auch das brennende Roth ihrer langen flatternden Gewänder, machte den Stier stutzig. Er hemmte seinen Lauf, kehrte dann seitwärts springend um und lief somit den Bauern in die Hände, die ihn jetzt leicht einfingen und durch das aufgelegte schwere hölzerne Joch auch schnell bändigten.

Um diese Zeit schlug es auf dem Thurm des Capitols vierundzwanzig, was in dieser Jahreszeit fünf und einem Viertel unsrer Uhr entsprechen würde. Gleich darauf erklang viel-stimmiges Glockengeläut, das sonnige Abendlicht wich bläulicher Dämmerung und aus dem tiefen Blau des Himmls schauten die reinen Silber-flammen der Sterne herab auf die dunkelnde Erde. Mechanisch schlossen sich die Jünglinge wieder paarweise aneinander, schlugen ein Kreuz über Stirn, Mund und Brust, nahmen ihre dreieckigen Hüte ab und schritten betend weiter.

Auch der Mann an der Phokassäule bekreuzte sich, lüftete den Hut und sprach lis-pelnd ein Gebet. Da bemerkte er den nahenden Zug der deutschen Seminaristen vom Collegio

romano und ging ihm mit beflügelten Schritten entgegen.

„Guten Abend, Bruder Antonio," redete er den Aufsicht führenden Priester an, der ernsthaft hinter dem Zuge fortschritt. „Endlich finde ich Dich! Wie lebst Du?"

„Emanuel!" rief freudig erstaunt der junge Priester aus und drückte inbrünstig die Hand des Fremden. „Emanuel, Du hier in Rom! — Was führt Dich hieher? Treibt Dich die Sehnsucht zurück über die Berge? Seit wann bist Du hier?"

„Seit zwei Stunden. Ich suchte Dich im Colleg, hörte, daß Du mit den Zöglingen ausgegangen seist, und da zog es mich nach achtjähriger Abwesenheit doch zuerst wieder hieher unter diese Welt heidnischer Trümmer, den herrlichsten Triumphbogen des siegenden Christenthums!"

Die Blicke beider Freunde begegneten sich und in diesen Blicken lag eine Welt von Fragen. Fest geschlossen aber blieben die Lippen Beider, nur der lange warme Händedruck agte ihnen, daß sie sich verstanden.

In einiger Entfernung hinter den nur leise unter sich sprechenden Seminaristen langsam fortgehend, begannen sie dann mit ebenfalls sehr gedämpfter Stimme folgendes Gespräch.

„Du kommst aus Deutschland, Emanuel?"

„Direct aus Deutschland. Vor zwölf Tagen war ich noch am Rhein, dessen grüne Wellen die ersten blätterdünnen Eisschollen ansetzten. Man reist heut zu Tage sehr schnell."

„Wenn man Eile hat," sagte Antonio, einen forschenden Blick auf seinen weltlich gekleideten Begleiter werfend.

„Die Welt hat jetzt immer Eile, mithin müssen auch wir sie haben."

„Die gute, in sich klare, nach allen Seiten hin bestimmte Welt nicht," entgegnete Antonio. „Sie bleibt ruhig unter allen Stürmen der Zeit; sie war dieselbe vor dreihundert Jahren, sie wird noch dieselbe sein nach einem Jahrtausend. Aber mir scheint, Dich hat die scharfe nordische Luft, die zu rascher Bewegung nöthigt, ein wenig angesteckt!"

„Sehr möglich, indeß — sind noch keine Depeschen hier angekommen?"

„Seit etwa vierzehn Tagen bemerkte ich, daß mehr Briefe als gewöhnlich im Colleg abgegeben wurden, doch habe ich nicht gefragt, mich um nichts bekümmert, da das nicht meine Sache ist. Wir gehen nur sicher, wenn wir genau thun, was uns vorgeschrieben wird."

„Du weißt also nichts?"

„Was, Emanuel! — Daß es draußen über den Bergen wieder rumort? Daß schlimme Gesellen und böse Buben die Gläubigen lästern? Daß man ihres Eifers lacht, ihrer Ohnmacht spottet? Gewiß, Emanuel, das Alles weiß ich, wissen wir Alle. Aber was weiter?"

„Was weiter!" wiederholte Emanuel nachdenkend. „Ihr seid hier wirklich merkwürdig ruhig."

„Die Folge unserer Gelübde," sagte wunderbar lächelnd Antonio. „Oder hast Du mich je unruhig, heftig, bewegt gesehen?"

„Nein wahrhaftig nicht, und darum, Du weißt es, ward ich Dein Freund, darum nahm ich Dich mir zum Muster. Deine freundliche, heitere Gelassenheit bändigte die aufbrausende

Heftigkeit meines reizbaren Temperamentes. Und dennoch — dennoch bin ich noch weit hinter Dir zurückgeblieben!"

Emanuel seufzte bei diesem Geständniß, Antonio drückte ihm tröstend die Hand und flüsterte ihm zu: „Geduld und Muth, mein Freund! Wir straucheln nur, um in der Prüfung reif zum endlichen Siege zu werden!"

Sie hatten jetzt das Capitol erstiegen. Emanuel kehrte sich um und ließ seine kühlen großen Augen über das mit Dämmerglanz erfüllte Forum gleiten, bis sie an dem epheu-umsponnenen Quaderrande des Colosseums haften blieben, das groß und hehr aus den leisen Schatten des Abends heraufragte.

„Wie wird die Welt aussehen," sagte er wehmüthig, „wenn dereinst vom Dome Sanct Peters auch nur eine solche hohle Mauerschale übrig geblieben ist?"

„Emanuel, Du lästerst!" flüsterte in verweisendem Tone der Priester seinem Freunde zu. „Dahin kommt es nie, kann es nie kommen, denn auf einen Fels ist Petri Kirche gegründet."

Emanuel schwieg und schritt an der Seite Antonios schräg über den Platz des Capitols an der Reiterstatue Marc Aurels vorüber bis zur breiten Treppe, die hinab führt in die neue bewohnte Stadt. Mitten auf dieser saß noch ein greiser blinder Bettler in schwarzem schadhaften Pilgergewande, in der Rechten seine Büchse haltend und mit der Linken den langen Stab umfassend, mit dessen Hülfe er sich spät Abends nach seiner Wohnung fühlte. Er schüttelte die Büchse, als er das Rauschen der vielen Tritte hörte, und sagte mit wehmüthig bittendem Tone in italienischer Sprache:

„Gnädige Herren, ein Armer grüßt! Ein verlassener armer Blinder bittet Ew. Gnaden um eine kleine Gabe des Mittleids. Beim Schmerz der allerheiligsten Madonna habt Erbarmen mit einem gebrechlichen armen Blinden! Oeffnet die Hand der Barmherzigkeit und die Madonna wird Euch gnädig sein im Leben und Sterben!"

Emanuel warf einen Bajocco in die Büchse, während Antonio achtlos und kalt an dem Unglücklichen vorüberging.

„Du mußt glücklich sein oder aufgeregt,“ sagte der Priester in seiner unerschütterlichen ruhigen Freundlichkeit. „Das betrübt mich.“

„Warum?“

„Warum es mich betrübt oder warum ich Dich für aufgeregt halte? Je nun, weil Du so freigebig bist und diesem ewigen Schreihalse Deine Börse öffnest. Und es betrübt mich, weil ich mit Bedauern sehe, daß Du Einer der Unsern bist und doch noch schwanken, Dich von Stimmungen doch noch beherrschen lassen kannst!“

„Du irrst, Antonio. Die Strapazen der überschnellen Reise haben mein Blut in Wallung gebracht. Vergib mir dies. Ich weiß meine Gedanken zu zügeln, doch dem Blut zu gebieten und ihm zu sagen: Fließe ruhig, gemessen, still einen Tag wie den andern, dazu habe ich keine Gewalt.“

„Nun ich meine es nicht so bös,“ versetzte der Priester, „als Freund nur wollte ich Dich aufmerksam machen, daß ein strenger Richter Dich verkennen könnte.“

„Und dafür danke ich Dir von Herzen," sagte Emanuel warm, indem er dem Freunde und Landsmanne die Hand drückte.

Sie hatten die breite Straße d'Ara Celi betreten und die dunkeln Massen des Profeßhauses der Jesuiten, sowie die schöne Façade der Jesuitenkirche ward jetzt sichtbar. Emanuel blieb stehen und hielt den Priester zurück.

„Was willst Du?" fragte Antonio. „Erschrickst Du vor den tiefen Schatten dieser Gebäude, die der Mond wie schwarze Teppiche über die Straße breitet? Ehedem sind wir häufig Arm an Arm lautlos auf diesen Schattenteppichen gewandelt."

„Laß die Schüler voraus — so! Nun kann ich mich meines Auftrages entledigen. (Im Angesicht unserer Kirche zu Rom,) sagte der Hochwürdigste zu mir, (überreiche Bruder Antonio dieses Schreiben.) — Du siehst, noch bin ich ein gehorsamer würdiger Sohn unserer Kirche."

„Was bedeutet das?" sagte Antonio. „Ein Brief von unserm würdigen —"

„Von ihm selbst. Er ist's, der mich sendet.“

Der geistliche Bruder erbrach das Schreiben und durchflog es mit schnellem Auge unter der mattbrennenden Lampe eines Madonnenbildes, das seitwärts in einer Mauerblende angebracht und mit frischen Blumen umsteckt war.

„Du hast Depeschen an den Secretär unseres Obersten?“ fragte er, den Brief gelassen wieder zusammenfaltend.

„So ist es. Von Dir soll ich erfahren, durch wessen Hand sie überreicht werden sollen.“

Ganz richtig. Man hat Dich prüfen, Deine Treue auf die Probe stellen wollen. Sie hat sich bewährt, Emanuel, und zur Belohnung sollst Du ganz allein der Ueberbringer dieser, ich vermuthe, höchst wichtigen Depeschen sein.“

„Das überrascht und erfreut mich. Aber wenn kann ich dem Manne vorgestellt werden?“

„In diesem Augenblicke nicht, da er beim General wichtig beschäftigt ist. Ich soll Dich führen, schreibt der hochwürdige Bischof; finde

Dich also um die dritte Nachtstunde, oder, wenn Dir das geläufiger ist, um acht ein Viertel in der Kirche del Gesù ein und erwarte mich am Altar vor der Statue des heiligen Loyola. Auf Wiedersehn." —

„Du wirst mich finden," sagte Emanuel, winkte dem Freunde auf römische Weise einen Abschiedsgruß zu und bog links ab in eine Seitengasse, während der Ordenspriester mit seinen Zöglingen in der finstern Flur des Profeßhauses verschwand.

Zweites Kapitel.

Die Weinschenke.

Ehe wir fortfahren in unserer Erzählung, möge der Leser es uns gestatten, einen Blick auf die Lebensschicksale Emanuels zu werfen. Dieser junge Mann war der Sohn armer Aeltern aus Rheinbaiern. Schon in früher Jugend zeigte er Neigung zu stiller Zurückgezogenheit und erregte durch sein nachdenkliches Wesen die Aufmerksamkeit des Priesters, an dessen Altar er häufig als Chorknabe administrirte. Auf Befragen des leutseligen freundlichen Mannes gestand er diesem mit schüchternem Erröthen, daß es sein beglückendster Wunsch sei, dereinst gleich ihm an gottgeweihter Stätte Messe zu lesen und das Hochamt zu halten. Der Priester versprach, für Erfüllung

eines so frommen Wunsches sich zu verwenden, benutzte seine Verbindungen unter dem höheren Clerus und erhielt dadurch hinreichende Mittel, um dem jungen Menschen eine wissenschaftliche Ausbildung geben zu lassen. Emanuels Aeltern waren über so unverdiente Gnade hoch entzückt, weihten aus Dankbarkeit der Jungfrau Maria von ihrem sauer Ersparten ein paar Altarkerzen und standen nicht eine Minute an, einzuwilligen, daß ihr einziger Sohn nach zurückgelegter Schulzeit und nöthiger Vorbildung das deutsche Collegium in Rom beziehe und dort die Priesterweihe erhalte.

Das Wort „Rom" begeisterte den angehenden Jüngling und mit nie ermattendem Eifer gab er sich den Studien hin, um nur ja recht bald die Hauptstadt der christlichen Welt betreten und im Anschaun des Stellvertreters Christi auf Erden sich zu seinem hohen Berufe heiligen zu können.

Als kaum achtzehnjähriger Jüngling überstieg Emanuel die Alpen. Jubelnd begrüßte er das sonnige Land der Hesperiden, schwelgte in den Zauberreizen seiner Natur, bewunderte

die Marmorhallen, Palläste und Kirchen seiner imposanten Städte, berauschte sich in den süßen Geheimnissen seiner Kunstschätze und betrat endlich von heiligen Schauern überrieselt die ewige Stadt. Ob die ersten gewaltigen Eindrücke der ehemaligen Weltstadt auch später dieselben blieben in seiner Erinnerung, können wir weder bejahen noch verneinen. Emanuel hat darüber nie eine Meinung geäußert. Wir wissen nur, daß er nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Rom stiller und ernster wurde, daß seine bis dahin blühende Gesichtsfarbe einem fahlen matten Gelb Platz machte, das begeisterungsglänzende Auge fieberhaft zu glühen begann und sein ganzes Aeußere die Haltung eines Menschen annahm, den ein in tiefster Seele heimlich wüthendes Fieber langsam verzehrt. Dennoch erkrankte er nicht, noch gab er je zu, daß seine Gesundheit leidend sei und ärztlicher Hülfe bedürfe. Man schrieb die Veränderung allgemein den Einwirkungen des ungewohnten Climas zu, begnügte sich, für das Wohl des jungen Mannes

zur Madonna zu beten und überließ ihn übrigens sich selbst und seinen Studien.

Emanuel lebte lange Jahre in Rom, erhielt die Priesterweihe und trat später in den Orden der Gesellschaft Jesu. Auf Befehl seiner Obern kehrte er nach Deutschland zurück, nicht aber in Gestalt eines Ordensbruders, sondern als weltlicher Geschäftsreisender. Als solcher hatte er die widersprechendsten Aufträge und Instructionen erhalten, je nachdem er diese oder jene Gegend des weiten deutschen Vaterlandes besuchte. Er war bekannt als jovialer Weinreisender, als geschwätziger Tabuletkrämer, als Traktätchenhändler und als Verkäufer vom Papst geweihter Schaumünzen und Ablaßzettel auf ein gemeines Jahr. In allen diesen verschiedenen Branchen, die eine nicht alltägliche Gewandtheit im Umgange mit Vornehm und Gering, eine seltene geistige Geschmeidigkeit und gänzliche Selbstverläugnung erforderten, machte er Glück und erwarb sich das volle Zutrauen seiner Vorgesetzten. Man glaubte, den so bildungsfähigen jungen Mann mit wichtigeren Sendungen beauftragen zu können

und machte ihn daher — versteht sich ganz in's geheim — zum Emissär der römischen Propaganda in Deutschland . . . .

In dieser neuen Eigenschaft war Emanuel unermüdlich thätig, dem so gefürchteten Orden der Gesellschaft Jesu unter Vornehmen und und Reichen Freunde zu erwerben und dahin zu wirken, daß die Gewonnenen unmerklich die absoluteste Gewalt bekämen über die Massen. Die Erscheinungen, die sich nach drei- bis vierjähriger Wirksamkeit des klugen Emissärs in den ersten vierziger Jahren an vielen Orten Deutschlands zeigten, rechtfertigten die Erwartungen seiner Vorgesetzten. Nochmals kamen ihm neue Instructionen zu und mit dem pünktlichsten Gehorsam bemühte sich Emanuel, auch diese nach besten Kräften und Vermögen zu befolgen. Wenn er diesmal vom Glück weniger begünstigt ward, so konnte doch Niemand ihn einer Fahrlässigkeit oder gar übereilten Handelns zeihen. Vielmehr lag die Schuld, daß mancher Anschlag mißlang, an den veränderten Zeitverhältnissen, den politischen Stimmungen des Volkes im Ganzen und Großen,

und der ungemeinen Reizbarkeit des religiösen Gefühls unter der anscheinend so ruhigen, blind gläubigen Masse. Die fernen Leiter in Rom hatten in ihrer Weisheit vergessen, den bald fallenden bald steigenden Pulsschlag der Zeit in ihren Calcul mit einzurechnen und danach ihre Maßregeln vorsichtig zu bemessen. Sie hatten nicht bemerkt, daß die Atmosphäre in Deutschland schon seit geraumer Zeit schwül und bleiern wie vor einem Erdbeben über dem Lande lag, und daß ein kleiner Funke den ganzen weiten schwefelschwangeren Dunstkreis in lichte Flammen setzen könne. Selbst als jener Funke den angesammelten Zündstoff wirklich schon in Brand gesetzt hatte, ahnten die heimlichen Rechner in Rom nichts und ihr Barometer zeigte noch dieselbe geistige Schwere der Luft wie vor zehn Jahren.

Zu schnell, zu unerwartet war die Erschütterung gewesen und zu weitgreifend konnten die Folgen sein, um den zunächst einzuschlagenden Weg ganz allein selbst vertreten zu können. Emanuels Wirkungskreis war vorerst völlig zerstört, eine Sendung als beendigt

zu betrachten. Ueberdies hatte man Verdacht gegen ihn geschöpft und es konnte ihm bei der mißlichen Stimmung des niedern Volkes etwas Unangenehmes begegnen. Unbemerktes Zurückziehen, stilles Verschwinden gebot unter solchen Verhältnissen die Lebensklugheit, mußte die höhere Weisheit des Ordens billigen. Der Mann der That, Bischoff Finster, dem Emanuel vorzugsweise empfohlen war und unter dessen Oberaufsicht er handelte, erwählte ihn zum Ueberbringer vieler wichtigen Depeschen an die höchsten geistlichen Behörden in Rom, und so kam es, daß Emanuel wider Erwarten und nach einer sturmähnlichen Reise sich plötzlich wieder inmitten der heiligen Stadt sah, deren großes Bild eine mehr als siebenjährige Abwesenheit in seiner Seele nicht hatte verwischen oder nur erbleichen lassen können. —

Nach dieser nothwendigen Abschweifung knüpfen wir den abgerissenen Faden unserer Erzählung wieder an.

Als Emanuel von seinem Freunde Abschied genommen hatte, lenkte er in die nächste Gasse ein, die links abbog. Ohne bestimmtes Ziel

überließ sich der Emissär dem Zufall, weit mehr mit sich, seinen Gedanken und der Wichtigkeit seiner Sendung beschäftigt, als mit der profanen Außenwelt, die mit frecher Zudringlichkeit ihr Recht geltend zu machen strebte. Indeß war Emanuel noch nicht Philosoph genug oder bei aller methodischen Zuschnitzung doch zu unverwüstlich derber Naturmensch, um sich ganz straflos in den leidenschaftlichen Lärm des Volkslebens zu begeben, der in jenem Labyrinth enger und schmutziger Gassen tobt, das sich längs der Tiber hinzieht und erst an dem graziösen Säulenrund des verwaisten Vestatempels sein Ende erreicht. Es ergötzte ihn, die aufgeputzten Fleischbuden wieder zu betrachten und dem unermüdlichen Geschwätz der Federviehhändler zuzuhören, die hinter ihren Buden standen, Truthhühner, Gänse und Enten rupften und sie mit rothen Bändchen reihenweis vor den Buden aufhingen. Die Lorbeerzweige zwischen den fetten Thieren, die zahllosen gaukelnden Lichtflämmchen in und vor den Buden, das Schreien und Lachen von Käufern und Verkäufern und die knurrende

Geschäftigkeit eines Rudels dürrer verwilderter Hunde, die sich um den Abfall des Federviehs unter den Buden und mitten auf der Straße bissen, machten ihn vergnügt lächeln.

„Ja, das ist Rom!“ sagte er still befriedigt, „das Rom der Kleinbürger, wie ich es immer kannte. Sei mir willkommen, Du heitere Welt lustiger Alltäglichkeit! Auch in Schmutz und Gestank bleibst Du immer poetisch, immer schön, wie die Menschen, die Dich bewohnen.“

Ein Trupp Eseltreiber kam ihm entgegen, deren Thiere mit schönen, mattgrünen glänzenden kleinen Citronen, wie sie in Mittel- und Unteritalien allgemein zu fast jeder Fleischspeise genossen werden, schwer bepackt waren. Die Treiber brauchten ihre kurzen Stachelstöcke nur zu häufig, um die Lastthiere zu schnellerem Gange zu bewegen, und ihr heiseres Ah! das sie jedesmal dabei ausstießen, begrüßte Emanuel als einen bekannten Ton, so wenig harmonisch er auch seinem verwöhnten Ohre klang.

Auf zweiräderigem Karren fuhr in kurzem Trabe ein Weinbauer quer über die Straße,

sein glockenbehangenes Fuhrwerk mit dem unbeholfenen Schirmdach von rohem Fell durch lautes Geschrei überlärmend. Hinter ihm her zog jubelnd eine Schaar schwarzhaariger Jungen und klammerte sich an eins der langen und flachen Fässer, das aus dünnem Spalt das rothe süße Traubenblut auf die Erde goß.

Während nun der Fuhrmann lästerlich fluchend abstieg, um den Ritz zu verstopfen, erhoben sich hundert unnütze Hände zum Helfen und versperten binnen wenigen Secunden die enge Straße. Emanuel sah sich plötzlich umgeben von einem lebhaft gesticulirenden Schwarm schreiender Menschen, von denen zwar Keiner etwas that, die aber doch Alle Rath gaben und ihre Dienste anboten.

Fest eingekeilt in diesen Menschenknäuel konnte Emanuel weder vor- noch rückwärts. Er mußte gezwungen den Verlauf der Sache abwarten, die sich bedeutend verzögern zu wollen schien, da nichts zur Hand war, was dem Weinbauer dienen konnte. Während nun der Emissär mit unverkennbarem Behagen an diesem seit Jahren ihm wieder fremd gewordenen

Leben des heißblütigen Volkes sich weidete, hörte er hinter sich leises Geflüster einer Frauenstimme. Er kehrte sich rasch um und sein Blick begegnete den funkelnden Augen einer ächt römischen Schönheit.

„Nur dahinein!“ flüsterte das Mädchen ihrem Begleiter zu, den der lange lockige blonde Bart und die bleiche Gesichtsfarbe als einen Nordländer bezeichneten. „In diesem Gewirr erkennt uns Niemand und Tommaso sucht uns am allerwenigsten auf dieser Seite.“

Behend schlüpfte die schlanke Gestalt durch den schreienden Haufen, ihr nach wie eine Schlange wand sich der starke stämmige Nordländer. Ohne langes Bedenken folgte auch Emanuel ihrer Spur, was keine Schwierigkeiten hatte, da das weiße Kopftuch des Mädchens auch in dem trüben Dämmer der schlecht erleuchteten Straße weithin sichtbar blieb.

„Das sieht ganz aus wie ein Abenteuer,“ sagte er zu sich selbst, „wer weiß, ob ich nicht ein gutes Werk stifte, wenn ich den beiden jungen Leuten folge!“

Sein Gewissen, an derartiges Gedankenspiel seit Jahren gewöhnt, war auf der Stelle durch dies Verschleiern eines von bloßer Neugier aufgestachelten Gelüstes beschwichtigt, billigte seinen Entschluß und schon der nächste Augenblick sah den Emissär in bescheidener Entfernung von dem flüchtigen Paare an der Schattenseite der Häuser fortschleichen.

Am finstern Halbrund des Marcellustheaters hemmten die Flüchtigen ihre Schritte, blieben stehen und sahen sich um. Emanuel duckte sich hinter den vorragenden Pfeiler einer Thür, um die Furchtsamen nicht zu verscheuchen. Als das Paar sich unbeobachtet glaubte, klinkte es die Thür einer Weinschenke auf, durch deren Ritze man den klaren Lichtschein zweier römischen Lampen funkeln sah.

„Kein Zweifel mehr, es ist ein Deutscher'" sagte Emanuel halblaut vor sich hin. „Die alte Dichterkneipe besuchen jetzt nur wenige Fremde noch, denn sie ist heruntergekommen und eine Herberge geworden für zanksüchtiges römisches Gesindel. Wenn jetzt der Dichter des Faust noch lebte und zurückkäme

nach Rom, um das Grab seines einzigen Sohnes zu besuchen, würde er die Osteria nicht wieder erkennen, wo er seiner Zeit unter begeisterten Freunden manche Foglietta geleert haben mag."

Emanuel stand jetzt dem verwitterten alten Theater des Marcellus grade gegenüber. Der oberste Rand des hohen schwarzen Gebäudes war mit einem Saum blitzenden Mondsilbers eingefaßt, das je nach der größern oder geringeren Höhe der gegenüberstehenden Häuser bald in breite oder schmale Franzen getheilt in die vermauerten Fensterhöhlen niederhing. In den vielen Handwerkerbuden, mit denen jetzt der untere Theil des ehemals prachtvollen Gemäuers ausgebaut ist, herrschte noch rege Thätigkeit. Schlosser, Schuhmacher, Drechsler, Klempner arbeiteten so munter fort, als sei es heller Mittag. Emanuel warf noch einen Blick auf den halb zerstörten Prachtbau aus Roms weltbeherrschenden Zeiten, und trat dann ebenfalls in die Weinschenke, die bei allen Deutschen unter dem Namen der „Goethekneipe" bekannt war.

Hinter einem kleinen viereckigen Tisch von Ulmenholz, der von häufig darauf vergossenem Weine schwarz und klebrig geworden war, saß das Pärchen traulich mit einander plaudernd. Eine langhalsige, strohumflochtene Flasche Orvieto, Fiasco genannt, und ein paar dünne Scheiben feinen Zwiebackes standen noch unberührt vor ihm. Beim Eintritt des Emissärs schleuderte die Schöne einen ihrer versengenden Flammenblicke aus den großen leidenschaftlichen schwarzen Augen auf ihn, fuhr aber sogleich in ihrem Gespräch fort, da sie einen unschädlichen Fremden vor sich sah.

Emanuel hielt das Mädchen für eine Albanerin, da sie Rock und Schürze, Haar und Kopftuch genau nach Albaner Sitte trug. Auch die sehr schlanke Gestalt, der volle Busen, der stolze Blick und die strenge Schönheit der üppig schwellenden Lippen schien seine Ansicht zu bestätigen. Er ließ sich eine halbe Foglietta Rothwein geben, kaufte einem Olivenhändler, der seine Waare ausbot, für einen Bajocco einen Teller der beliebten öligen Früchte ab und hielt ein frugales Abendmahl.

Einem verwöhnten Manne würde diese ehemals berühmte Weinschenke nicht angemuthet haben. Der Fußboden bestand aus schlechtgehaltenen, von Schmutz und Feuchtigkeit geschwärzten Ziegeln, nicht weniger schwarz und unrein sahen Tische und Bänke aus. An Stühlen war durchaus kein Ueberfluß und bei den vorhandenen mußte man sich in Acht nehmen, daß sie nicht unter Einem zusammenbrachen. Ueber dem Schenktisch an der Wand hing ein Bild der Madonna, mit verwelkten Blumen umwunden und von öliger Lampe angeschmaucht. Darunter war noch ein geweihtes Crucifix von Lorbeerholz angebracht.

Konnte man sich über diese störenden Kleinigkeiten, wie den Schmutz der Tische, die klebrigen Gläser, den fetten Wirth mit seiner weißen Jacke, deren Aermel das Blut sehr vieler Enten und Hühner eingesogen haben mußte, hinwegsetzen, so war der Aufenthalt in dieser Osteria unterhaltend und angenehm. Der Wein war rein und billig, und da meistentheils Volk aus den niedern Ständen, Trasteveriner, Campagnabauern und Söhne

des Gebirges hier ihr Glas tranken, fehlte es nie an charakteristischen Gesprächen und Scenen; denn der ächte Römer in seiner Eigenthümlichkeit, seinem wunderlichen Gemisch von Stolz, Muth und räuberischem Gelüst hat sich nur unter dem niedern Volk rein erhalten.

Auch jetzt waren die beiden größten Tische mit Handwerkern aus der Nachbarschaft, mit Stiertreibern und ähnlichem Volk besetzt, die Wein und Broccolisalat tüchtig zusprachen und sich dabei lebhaft unterhielten. Sie waren eben dabei, die vor Kurzem erfolgte Ernennung zweier Kardinäle durchzuhecheln, wobei sie ganz unbarmherzig zu Werke gingen und weder die hohen Kirchenfürsten noch selbst den heiligen Vater schonten.

„Vier tausend Scudi!" sagte ein Emanuel grade gegenübersitzender Pachter, seine stämmigen Beine mit den sie schützenden braunen Gamballen, wie der Römer die ledernen Schienen heißt, die er zum Schutz gegen Schlangenbiß und Dornenstich zu tragen pflegt, gegen den Tisch stoßend, daß die Gläser zitterten, „bei allen Heiligen, das ist ein hübsches

Taschengeld, um bei guter Zeit selig zu werden!"

„Wie meint Ihr das, Stefano?" fragte ein Klempner, der mit Schurzfell und aufgestreiften Hemdärmeln hinter dem Tische saß, eine Cigarre rauchte und bereits die zweite Foglietta angerissen hatte. „Hilft reich sein zur himmlischen Seligkeit?"

„Das will ich meinen, Cospetto di Bacco!" lachte der Pachter. „Wie viele Seelenmessen kannst Du lesen lassen für tausend Scudi?"

„Weiß nicht, Stefano."

„Diavolo, ich auch nicht! Aber mehr sind es, als wir zusammen, ich und Ihr, Paoli in unsern Sacktaschen schütteln! Nun freilich, es läßt sich begreifen, warum sie so viele schöne runde Silberstücke kriegen. Wenn der heilige Vater von seinem irdischen Priestersitz einmal abgerufen wird, um das rothsammtene Fußbänkchen neben dem Throne Christi im Himmel einzunehmen, will er Bekannte, gute Freunde um sich haben, denen er durch einen einzigen kaum bemerkbaren Augenwink zu ver-

stehen geben kann: Seht Ihr, so habt Ihr vor mir gesessen, als ich unten auf Erden noch rechtmäßiger Statthalter meines Herrn und Meisters war!"

Die Umsitzenden lachten über diese malitiöse Bemerkung des trockenen Pachters, der gelassen sein Glas austrank und nachdem er gefragt, wie spät am Tage es sei, sich noch eine halbe Foglietta geben ließ.

„Kann mir Einer sagen," sprach ein Dritter, „warum nach jeder Kardinalswahl zwei Abende hinter einander die Stadt erleuchtet wird oder doch werden soll? Denn es brennen immer nur anderthalb Lichter vor zwei Fenstern, ausgenommen in den Palästen der Großen, die Ehren halber ihre Einkünfte in Gesellschaften verprassen."

„Das weißt Du nicht, Kohlkopf?" erwiederte der Pachter. „Ei so dank' ich meinem Schutzpatron, daß er mich oben in Subiáco und nicht hier in der heiligen Stadt hat zur Welt kommen lassen!"

„Nicht geschimpft Stefano! Redet, wenn Ihr gescheidter seid, als andere Mutterkinder,

aber hütet Euch, Eure Worte so spitzig zu stellen, sonst könnte es mir einfallen, sie für Messer zu halten und —"

Er fuhr mit heftigem Griff an die verblaßte rothseidene Schärpe, die seine Hüften umwand, und blickte dabei den übermüthigen Stierpachter so giftig an, als wolle er ihn mit Blicken tödten.

„Keinen Streit!" fiel beruhigend der Klempner ein. „Stefano ist ein Spaßvogel, dem man ein zweideutiges Wort nicht aufmutzen darf, und ich wette, es ist eine verschmitzte Teufelei, die er uns auftischen wird."

„Hören und Glauben sind zweierlei Dinge," sagte der Pachter, „es wird Niemand dazu gezwungen, außer wenn Einer zur Beichte geht. Dort ist's aber ein Anderes, denn es handelt sich um Ausbesserung des Fußweges nach dem Himmel, wobei Jeder selbst Hand anlegen muß, soll's was Gescheidtes werden. — Um aber auf die Erleuchtung der Stadt zurückzukommen, so wird sie vom heiligen Vater deshalb zwei Abende lang anbefohlen, damit sich die neuernannten Kirchenfürsten an den

Glanz gewöhnen, der sie fortan umgeben soll und sodann, um den armen Teufeln, die vom Handel mit Wachslichtern leben, einen kleinen Verdienst zufließen zu lassen. Weiß doch ein Jeder von uns rechtgläubigen Christen, daß man nirgends weniger Lichter anzündet als in unserer Kirche! Wohlan, möge es noch recht oft neue Kardinäle zu machen und viele hunderttausend Wachslichter zu Gottes Ehre zu verbrennen geben!"

Die Umsitzenden stimmten lachend in diesen Wunsch des verschlagenen Fuchses ein und leiteten das Gespräch dann auf andere alltägliche Gegenstände. Emanuel war keine Sylbe entgangen. Es wunderte ihn, daß der wohlhabende Pachter so ganz unverhohlen sich über anerkannte Mißbräuche lustig machte; denn obwohl er wußte, daß es der Römer liebt, Alles zu bespötteln, und selbst Papst und Kirche nicht zu verschonen, fiel ihm doch die Manier auf, in der es hier geschah. Sein in der ausgebildetsten Schule des Argwohns geschliffener Geist witterte ketzerische Luft und dies

genügte, um ihn den Mann schärfer in's Auge fassen zu lassen.

Es waren inzwischen noch mehrere Gäste gekommen, so daß der beschränkte Raum ziemlich gefüllt war. Auch zwei Knaben von höchstens zwölf bis dreizehn Jahren traten jetzt ein und unterhielten die Gesellschaft durch schlecht gespielte Musikstücke und Absingen einiger Volkslieder. Eins dieser Lieder, das die poetische Liebeserklärung eines jungen Burschen an sein Mädchen enthielt, machte bei den leicht entzündlichen Römern allgemeines Glück. Die Knaben wurden lebhaft beklatscht, es regnete halbe Bajocchi in ihre offenen blechernen Büchschen, die sie Jedem hinhielten, und Wein ließ man ihnen geben, so viel sie nur trinken wollten. Nachdem sie sich erquickt hatten, mußten sie das Lied noch einmal singen.

Emanuel hatte bemerkt, daß die Schöne während des erstmaligen Vortrages des reizenden Liedchens ihren jugendlichen Geliebten immer zärtlicher anblickte. Jetzt als der erste Vers zu Ende ging, der mit einfacher Aufforderung zum Tanze schloß, konnte sich

die feurige Albanerin nicht enthalten, in die Antwort des an des Mädchens Stelle sprechenden Knaben mit einzustimmen und das einfache, aber doch so viel sagende „ma che?“ womit jeder Vers des Liedes endigte, schnippisch und mit fast zornig aufgeworfener Lippe dem lächelnden Geliebten zuzurufen.

Diese kleine improvisirte Komödie fand sogleich Beifall bei allen Gästen. Sie riefen einstimmig ihr „brava! brava!“ dem reizenden Geschöpf zu, das, ermuntert durch solchen Beifall und dem gewaltigen Drang des eigenen liebebedürftigen Herzens folgend, jetzt aufsprang, den Tisch zurückschob, die Hände auf ihre vollen Hüften stemmte und den üppigen Oberkörper langsam hin und herwiegend, mit zierlichem Fuß den Tact sanft zum zweiten Verse schlug. Dieser endigte mit einer schüchternen Liebeserklärung, welche das Mädchen mit höhnischer Verbeugung und einem bedauerlich abweisenden „ma che!“ beantwortete.

Dringender, feuriger, kecker rollen dem bezauberten Jünglinge im dritten Verse die beschwörenden Worte von den zitternden Lippen.

In heftig flehenden Gebehrden umkreis't er tanzend die Spröde, deren erglühendes Auge, deren hochklopfender Busen und kokett in den Nacken geworfener Kopf ihm baldigen Triumpf verheißt. Die Albanerin, mit dem Liede fühlend und von den Wortflammen des Gedichtes selbst im Innersten ergriffen, gab sich ungebändigt der Stimmung hin, die sie befallen hatte und spielte, immer den Geliebten im Auge, das im süßen Gefühl erster Liebesseligkeit aufathmende Mädchen meisterhaft. Schon weniger trotzig, nur etwas geärgert noch und von ungekannter Ahnung durchzuckt, entschwebte diesmal das abweisend fragende „ma che?“ ihren Lippen.

Ermuthigt durch die steigende Unsicherheit, durch Beben des Busens, Niederschlagen der feurigen Augen, durch schnell wechselndes Erröthen und Erblassen, überschüttet nun der kühn gewordene Werber die Schöne mit flammenden Liebesworten. Wie ein Sciroccosturm braußt seine entfesselte Leidenschaft über das macht- und schutzlose Kind dahin und reißt es unaufhaltsam fort in seine vernichtenden Wir-

bel. Ich lasse Dich nicht, ruft er zuletzt aus, nicht im Leben nicht im Tode; mein sollst und mußt Du sein, hier auf Erden, wie in jener Welt, mein in den peinigenden Flammen des Fegefeuers und unter dem ewigen Friedenszelt der Seligkeit, mein ewig und überall, oder —"

Da breitet die Schöne ihre Arme gegen ihn aus und mit dem entzückenden Ruf „ma che!" ihre ganze liebeglühende Seele ihm zujauchzend, fliegt sie besiegt dem stürmischen Werber entgegen, umschlingt im seligen Gefühl des neuen Glückes den gewonnenen Geliebten und tauscht Brust an Brust und Mund an Mund mit ihm die feurigsten Küsse.

Von eigener Leidenschaftlichkeit und dem Zauber des Liedes hingerissen, war die schöne Albanerin unaufgefordert zur trunkenen Tänzerin geworden. Treu den Worten des Liedes hatte sie Anfangs die stolze Spröde, dann die schelmisch Lauschende, endlich die zitternd Ueberwundene mimisch dargestellt, und mit dem letzten Ausruf des Entzückens warf sie sich vor Aller Augen dem Geliebten jubelnd in die

Arme und drohte ihn mit ihren Küssen zu ersticken.

Da ward die Thür der Osteria von außen heftig aufgestoßen und ein bleicher Römer in der gefälligen Tracht der Eminenti oder Stutzer aus dem Volke stürzte herein, stieß einen pfeifenden Schrei aus und warf sich mit hoch geschwungenem Dolch auf die zärtliche Gruppe.

„Verdammte Schlange!“ zischte der Wüthende mit bleichen bebenden Lippen. „Möge Madonna Dir gnädig sein!“ Und wie ein blauer Funke zuckte der scharfe Stahl gegen die Brust des jubelnden Mädchens.

Die Arme wäre unrettbar verloren gewesen, hätte nicht ein Dritter den tödtlichen Streich des Rasenden parirt. Dieser Dritte war Emanuel. Sein ruhig beobachtendes Auge, das mit feuriger Theilnahme den zierlichen Bewegungen des muntern Mädchens gefolgt war, hatte doch alter Gewohnheit nach jeden Einzelnen der Gesellschaft scharf betrachtet. Das Aufreißen der Glasthür, das Hereinstürzen des leidenschaftlich Aufgeregten konnte ihm daher nicht entgehen, und Böses ahnend erhob

er sich zugleich mit dem rasch vorschreitenden Eminente. So gelang es ihm den Arm des Wüthenden mit starkem Griff zu erfassen und den Todesstoß von der unbeschützten Brust des Mädchens glücklich abzuwehren.

„Ha, Tommaso!“ schrie die Albanerin auf, umschlang inniger mit ihrem vollen Arm den Geliebten und durchbohrte mit verachtungssprühenden Blicken den entwaffneten Römer.

„O Teresella!“ stammelte dieser. „Habe ich das um Dich verdient, Undankbare? Aber trotze nicht auf den Schutz der Heiligen, Treulose! Mein Stahl ist scharf zu jeder Stunde und sicher wird es in den nächsten dreimal vierundzwanzig Stunden eine geben, die auf dem Zifferblatt Deines Lebens schwarz angemerkt ist. Vor ihr zittere, Vermaledeite!“

„Ich zittere nicht, denn ich liebe ihn,“ sagte das Mädchen stolz und küßte dem Geliebten die Stirn, „Dich aber, wilde Bestie, Dich verachte ich. Fahr zur Hölle!“

Tommaso hatte sich inzwischen zu Emanuel gewendet, der ihm geschickt den Dolch entwunden hatte und mit vorwurfsvollen Blicken den

vor Wuth und Eifersucht zitternden Eminente beherrschte.

„Und wer seid Ihr, Signor,“ sagte der Römer, noch immer mehr zischend als sprechend, „wer seid Ihr, daß Ihr Euch erfrecht, meinem gerechten Zorn in die Zügel zu fallen und das Leben einer nichtsnützigen Hündin, einer elenden Dirne zu beschützen, die so geschmacklos ist, einem blutlosen Fremden, einem plumpen deutschen Barbaren mich aufzuopfern, mich, den ächten Enkel römischer Helden? Fürchtet meine Rache, Signor, und meidet meine Wege! Ich habe Euch gewarnt, Ihr Alle hört es, darum komme Euer Blut über Euch selbst, wenn die Stunde Eures Verhängnisses schlägt!“

Tommaso griff nach dem Dolche, den Emanuel inzwischen ruhig auf den Tisch gelegt hatte, und wollte ihn wieder zu sich stecken. Der Emissär wehrte ihn ab und erfaßte die scharfe Waffe.

„Ich bin Priester,“ sagte er ruhig, indem er seinen modernen Hut abnahm und durch leises Kopfsenken die Tonsur sehen ließ. „Als

Geweihter des Herrn verbiete ich Euch jegliche Rache, gegen wem sie immer gerichtet sein mag! Dankt Gott und der heiligen Madonna, daß sie Euch bewahrt haben vor schnödem Morde durch meine Gegenwart. Die Nähe des Ewigen hat Euch beschützt, und ich, sein unwürdigster Knecht, war sein Gesandter! — Geht, Tommaso," fuhr er fort, „geht hin und thut Buße! Beichtet Euer schweres Vergehen mit zerknirschtem Herzen und fleht zur heiligen Jungfrau, daß sie Euch Verzeihung erwirke durch ihre Fürbitten bei dem Allmächtigen!"

So groß war der Eindruck dieser mit Würde gesprochenen Worte auf die leicht entzündbaren Südländer, daß nicht nur Tommaso vor Emanuel in die Knie sank, sondern daß auch alle übrigen Gäste, die während des stürmischen Auftrittes ihre Plätze verlassen hatten, sich tief vor dem Priester beugten und von ihm gesegnet zu werden begehrten.

Auch Teresella trat rasch vor, ergriff die Hand des Emissärs, küßte sie brünstig und überschüttete ihn mit einer Fluth dankender Worte. Nur ihr Geliebter, der fortwährend

seine blitzenden blauen Augen auf den schlanken Eminente heftete, war bisher allein stumm geblieben. Jetzt, als Tommaso nach empfangenem Segen die Osteria verließ, zog er die Schöne mit Heftigkeit an sich, küßte sie auf den trotzig schönen Mund und sagte:

„Endlich bist Du mein, lieber süßer Trotzkopf! Aber das Tanzen und Komödiespielen werde ich mir künftighin verbitten. Auch Ihr, werther Herr, habt Dank für so uneigennützig geleistete Hülfe! Ohne Euch, wer weiß, ob nicht jetzt das Blut zweier Gemordeten um Rache zum Himmel schrie!"

„Gott wollte es nicht," sagte Emanuel bedeutungsvoll, seine großen Augen schwärmerisch zum Himmel aufschlagend. Dann fügte er in deutscher Sprache hinzu:

„Irre ich nicht, so finde ich in Ihnen einen Landsmann. Sie sind wahrscheinlich Künstler?"

Ein frohlockendes Lächeln verklärte die offenen Gesichtszüge des bärtigen jungen Mannes und aufspringend reichte er dem Priester seine Rechte und schüttelte ihm mit brüder=

lichem Druck in herzhaft deutscher Weise die dargebotene Hand.

„Grüß Gott! Grüß Gott!“ rief er freudig aus, seine süddeutsche Abstammung damit bekundend. „Woher des Landes? Sind Sie schon lange in Rom? Und Ihr Name, hochwürdiger Herr, dem ich verbunden bin bis in den Tod für sein großmüthiges Handeln?“

„Vom Rhein, junger Freund und Landsmann,“ versetzte Emanuel lächelnd. „Täuscht mich nicht Alles, so werden unsre Wiegen wohl nicht gar zu weit von einander entfernt gestanden haben. Sie sind Katholik?“

„Ja, ich gehöre noch der alten Mutterkirche an, obwohl ich nicht läugnen will, daß mir zuweilen ketzerische Gedanken aufsteigen. Habe ich solche verführerische Stunden, dann vertiefe ich mich in meine Kunst, und fest und gereinigt bin ich noch immer aus jeder Versuchung bisher hervorgegangen.“

„Die Kunst ist eine Tochter des Himmels, wenn sie beiträgt zur Verherrlichung unserer heiligen Religion!“

„So habe ich sie immer aufgefaßt, theurer Landsmann, und nirgend, mein' ich, kann man inniger und tiefer davon überzeugt werden, als hier in Rom, der Mitte und dem Brennpunct alles ächt christlichen Lebens. Aber wie kommt es, Herr Pater, daß wir uns nicht schon früher getroffen haben? Ich komme doch sonst viel zusammen mit Deutschen und kenne von Person Alle, die sich hier aufhalten."

„Ich war lange nicht in Rom. Erst heut. —"

„Sind Sie wieder zurückgekehrt? O sagen Sie mir, bester Herr, wie war es Ihnen, als Sie vielleicht nach langer Abwesenheit aus dem braunen Hügelland der Campagna die Kuppel Sanct Peters sich wieder erheben sahen? Mich dünkt, dieser Augenblick muß etwas schauerlich Heiliges, etwas zum Tode Entzückendes haben!"

Emanuel lächelte. „Wüßte ich nicht, daß Sie Künstler sind," sagte er, „so würde mir diese schwärmerische Entzückung, dies Auflodern Ihres ganzen Wesens es verrathen haben. — Ja," fuhr er fort, „ein Funken heiligen

Feuers durchzuckt unser Herz, durchleuchtet unser feuchtes Auge, erwärmt zu höherem Leben unser ganzes Empfinden beim Wiedererblicken Sanct Peters, wenn — wir uns nicht beherrschen können, wie das eigentlich Aufgabe und Pflicht jedes denkenden guten Christen ist!"

Lodovico — so wollen wir den Maler nennen — Lodovico ließ forschend secundenlang seinen Blick auf dem ruhigen Antlitz des Priesters ruhen. Dann sagte er kühl:

„Halten Sie es für Sünde, einem schönen reinen Gefühle, einem erhebenden Gedanken sich ganz und innig hingeben? Sie würden dann alle Begeisterung und selbst die hohe Selbstaufopferung unserer erhabensten Märtyrer verdammen müssen."

„Das sei ferne, junger Freund! Ich verehre jene geistige Verzückung, die Ungeahntes schafft, Unbegreifliches vollbringt, so sehr wie Sie selbst, aber ich schätze ruhige Selbstbeherrschung gleich freudigster Selbstaufopferung durch Märtyrertod, wenn sie den Zweck hat, Großes, Heiliges, Unveränderliches zu fördern."

„So glauben Sie also, Selbstbeherrschung, Abtödtung aller heftig aufbrausenden Gefühle, Erstickung wilder funkelnder Gedanken sei gleich dem Thun eines Märtyrers, gleich einer ewig denkwürdigen großen That?"

„Gewiß, junger Freund."

„Und darum jubelten Sie nicht, als Sie die ewige Stadt zu Ihren Füßen liegen sahen?"

„Mein Jubel war ein stilles Dankgebet zu Gott."

„Und klopfte nicht Ihr Herz, daß Sie glaubten, es wolle die Brust zersprengen?"

„Wärmer fühlte ich mein Blut durch die Adern strömen, doch mein Gebet beruhigte es schnell und ohne Bewegung konnte ich die Hauptstadt der Christenheit betreten."

„Dann bewundere ich Sie," versetzte Lodovico, „und aufrichtig möchte ich das Geheimmittel kennen lernen, das solche Wunder wirkt. Vielleicht wäre es ihm auch möglich, mir das zu verschaffen, was mir fehlt, was mich unglücklich macht und was zu ändern doch nicht in meinen Kräften steht."

„Jung, kräftig, Künstler, geliebt von einer schönen feurigen Römerin und doch unglücklich?“ sagte der Priester. „Das verstehe ich nicht! Das klingt ja beinahe, als hätten Sie aus unserm gemeinsamen Vaterlande ein Stückchen jenes Mißmuthes mit über die Alpen hieher geschleppt, der jetzt unsere besten Jugendkräfte verzehrt?“

„Nicht doch, werther Herr und Landsmann; ich bin glücklich, zufrieden, heiter und guten Muthes, aber —“

„Aber?“

„Wenn ich nun nicht böse werden soll, Lodovico, so sprich wieder einmal ein verständlich Italienisch,“ warf Teresella schmollend ein, „Euer Kauderwälsch klingt ja, Gott sei mir gnädig, als ob Gänse und Raben durch einander schnatterten und krächzten!“

„Geduld, süßes Herz, nur wenige Augenblicke noch! Es gilt das Glück Deiner Zukunft.“

„Liebe mich herzinnig und treu, und meine Zukunft ist ein milder sonnenwarmer Tag!“

„Nun, junger Freund, Sie bleiben mir die Antwort schuldig?“ mahnte der Emissär.

„Ich wünschte so sehr in Rom zu bleiben,“ sagte der Maler seufzend, „um an der Seite dieses liebenswürdigen Kindes nur meiner Kunst leben und, will's Gott und die heilige Jungfrau, etwas Unvergängliches in ihr leisten zu können.“

„Hindert Sie Jemand daran?“

„Nicht Jemand, aber Etwas.“

„Dies Etwas?“ —

„Mangel an zureichenden Mitteln! Ich bin arm, werther Freund, habe, was ich besaß, während der drei Jahre, die ich nun hier lebe, dem Studium der Kunst geopfert, besitze jetzt kaum das Allernöthigste und könnte, selbst wenn ich es wollte, nicht einmal nach Deutschland zurückkehren. Ueberdies sind meine armen wackern Aeltern, fromme Ackersleute am Fuße des Schwarzwaldes, gestorben, haben nichts hinterlassen, als ein kleines verschuldetes Gütchen, das meine Geschwister, ein älterer Bruder und eine jüngere Schwester, mühsam bearbeiten, um sich kümmerlich zu ernähren,

und so wüßte ich denn wirklich nicht, was ich daheim sollte! Und dennoch — hier bin ich ebenfalls überflüssig — ich gerathe in Schulden, da mich aus Mangel an reichen Gönnern meine Kunst noch nicht nährt — kann dabei nicht vor-, nicht rückwärts und — bin zum Sterben verliebt in ein Mädchen, das ebenfalls nichts hat, als Schönheit des Leibes und der Seele, ein heißes liebereiches Herz und ein Gemüth, so heiter und sonnig, wie der Himmel, unter dem es geboren ward. Ist das nun nicht zum Teufelholen oder — verzeihen Sie — zum Verzweifeln?"

„Lieber, bester Lodovico! So habe ich Dich am liebsten," flüsterte ihm Teresella zu. „Wenn Du so zürnst und die blauen Sterne Deiner schönen Augen wie feuchter Stahl glänzen, möchte ich vor Entzücken sterben an Deinem Herzen! Was ist's, das Dich so aufbringt?"

„Still, still, meine Seele!"

Emanuel zog die Uhr. „Schon über halb acht," sagte er leise vor sich hin, nahm eine

Karte aus seiner Brieftasche, schrieb etwas darauf und reichte sie dem Maler.

„Ich bedaure, daß ich diesmal mich nicht länger mit Ihnen unterhalten kann, junger Freund, sagte er. Ein Geschäft von größter Wichtigkeit ruft mich ab. Doch bitte ich dringend, lassen Sie dies zufällige Zusammentreffen nicht unser letztes sein! Religion, Vaterland und Gesinnung machen uns zu Freunden, zu Vertrauten, und es müßte schlimm zugehen in dieser Welt, wenn es nicht möglich sein sollte, einem wackern Freund von edlem Streben und tüchtiger Gesinnung auf irgend eine Weise zu rathen oder zu helfen. Besuchen Sie mich, wie und wann Sie können. Auf baldiges Wiedersehen! Möge Madonna Sie und Ihr Mädchen mit liebendem Mutterarm beschützen!"

Noch ehe der Maler danken konnte, hatte Emanuel die Osteria verlassen und war hinter den breiten Schatten des Marcellustheaters verschwunden.

Drittes Kapitel.

Die Kirche del Gesù.

„Was hat der fromme Mann darauf geschrieben?“ fragte das neugierige Mädchen, die Karte berührend, welche der Maler noch in der Hand hielt.

„Seine Wohnung und die Stunde, wo ich ihn sicher treffen kann.“

„Wirst Du ihn besuchen?“

„Wenn ich hoffen dürfte —“

„Was? Hat er Dir Versprechungen gemacht?“

„Nicht so geradezu. Aber der Mann scheint Verbindungen zu haben — er kennt Rom — ist vielleicht ein einflußreicher Priester, der bei den Mächtigen Zutritt hat, auf dessen Worte man lauscht, dessen Winke man für

Befehle hält! — Ja, Teresella, ich werde doch seiner Einladung folgen und das schon am morgenden Tage."

„Recht so, mein wackrer Blondbart! Auf gutes Gelingen Deiner Pläne und unsere baldige Vereinigung!"

Teresella füllte eigenhändig die Gläser, stieß an und setzte das ihrige an den Mund. Lodovico sah träumerisch vor sich hin.

„Du weigerst Dich zu trinken?" sagte das Mädchen mit zorngeschwellter Lippe und gefährlich blitzenden Augen. „Ei seht den Schuft! Weil ich von Vereinigung spreche, zieht die feige Seele ein schiefes Gesicht und weigert sich zu trinken. Die ewig flammende Hölle in Dein Herz, lächelnder Satan!"

„Teresella! Pfui! Meinst Du, eine Furie könne mich glücklich machen?" erwiederte, empört über das Betragen des leidenschaftlichen Mädchens, Lodovico. „Ist denn Nachdenken Treubruch? Unwillkürliches Zaudern absichtliches Verschmähen? Nein, Teresella, wenn solch nichtswürdiger Argwohn auf dem Grunde Deiner Seele schlummert und bei geringfü-

gigster Gelegenheit wie ein scheußliches Ungethüm mit glühenden Augen und flatterndem Schlangenhaar sich in Dir emporreckt, dann passen wir nicht für einander. Laß uns dann lieber scheiden, weil es noch Zeit ist, ohne Groll, ohne Vorwurf."

„Cazzo! Wie wild er jetzt wird, mein Deutscher!" rief schnell versöhnt die leicht entzündbare Albanerin. „Laß sein, gutmüthiger, lieber Narr! Streich Dir die Falten aus der Stirn, sieh in meine Augen, die Du ja immer Dianenspiegel nennst und in deren feurigen, dunklen Wellen Deine Seele so gern plätschert, wie Du sagst, und vergib, o vergib mir, wenn ich Dich beleidigt habe!"

Sie fiel ihm ungestüm um den Hals, überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen und beruhigte den leicht Versöhnlichen dadurch eben so schnell, als sie ihn vorher durch ihre aufbrausende Heftigkeit beleidigt hatte.

„So!" sagte die Schöne, als sie sich überzeugt halten durfte, ihren Freund vollkommen wieder gewonnen zu haben. „Und

nun laß uns den neu geschlossenen Bund durch einen abermaligen kühlen Trunk weihen!"

Lodovico mußte lachen, zog das Schelmengesicht an seine Brust und bestellte eine zweite Flasche kühlenden Orvieto. —

Wir verlassen jetzt das kosende Pärchen und folgen dem vorausgeeilten Priester.

Dieser fühlte sich in dem Augenblicke, als er aus enger Straße auf die mondbeglänzte Piazza di Campitelli trat, unerwartet fest gehalten. Auf dem ziemlich weiten Platze war Niemand zu sehen, er selbst stand noch im Schatten der Häuser und glaubte sich von einem der vielen kecken Straßendiebe angefallen, die überall in Rom, am meisten aber in den fashionablen Quartieren, ihr Freibeuterwesen treiben. Er kehrte sich hastig um und blickte in das bleiche Gesicht Tommaso's, des Trasteveriners.

„Verzeiht, Signor," sagte der Eminente, einen Kuß auf die Hand des Emissärs hauchend. „Eure Worte sind wie brennende Funken in mein Herz gefallen und haben mir gezeigt, daß es erfüllt ist von Lieblosigkeit und bösen Gelüsten.

Ihr habt mich überzeugt durch die Gewalt Eurer Rede, daß ich ein sündhafter, schlechter Mensch bin, der aus thörichter schnöder Leidenschaft, noch dazu einer Dirne wegen, die schon zehn Anbeter gehabt hat, im Begriffe stand, einen Mord zu begehen! O ich schaudere jetzt selbst zurück vor solcher That, noch mehr vor mir, der ich sie verüben wollte, und je mehr ich darüber nachdenke, desto lebhafter wird in mir das Bedürfniß, all meine Sünden in das geheiligte Ohr eines Beichtigers niederzulegen und für einen reuig Zerknirschten die Absolution zu erbitten. — Gewiß, hochwürdiger Herr, Euch wird es möglich sein, mir noch heut den Weg zu einem Beichtiger zu zeigen. Ich bitte Euch darum, denn ohne ein aufrichtiges Bekenntniß meiner Sünden und Vergehungen abgelegt zu haben, wage ich nicht mehr zu leben, mein Auge nicht mehr zum Himmel aufzuschlagen."

Emanuel gefiel die Sprache des jungen Hitzkopfes. Das Zittern seiner Stimme, das Hastige, Drängende in seinem ganzen Wesen zeugten von Aufrichtigkeit, und er hätte kein

Priester mit Leib und Seele sein müssen, wie es Emanuel doch wirklich war, wenn er zu dem Zerknirschten nicht eine Art Zuneigung hätte fassen sollen.

„Ist es auch wirklich Ernst mit Eurer Reue, Tommaso?" sagte er sanft und freundlich.

„Beim Seelenheil der Madonna!"

„So begleitet mich. Obwohl es eine ungewohnte Stunde ist, um Beichte zu hören, will ich Eurer Bitte doch nicht entgegen sein."

„Dank, tausend Dank, hochwürdiger Herr! Ihr selbst —"

„Nein, Tommaso. Obschon Priester, ist es mir jetzt doch nicht gestattet, Beichte zu hören. Ein Freund von mir, ein frommer, gottgefälliger Mann wird Eurer warten."

„Dem Trasteveriner schien dies nicht ganz angenehm zu sein, indeß schwieg er und schritt an der Seite Emanuels demüthig fort bis in die Nähe des Profeßhauses der Jesuiten.

„Wo führt Ihr mich hin?" fragte jetzt Tommaso, als er Thurm und Portal der Kirche del Gesù im still verklärenden Feuer des Mondes über die Häuser hervorragen sah.

„Zu den Vätern Jesuiten, Tommaso. Habt Ihr etwa kein Vertrauen zu diesen würdigen Männern? Ueberlegt es Euch, noch ist es Zeit. Niemand zwingt Euch, zu beichten, wenn Ihr nicht wollt.“

„Verzeihung, hochwürdiger Herr!“

„So ist es noch Euer Wille?“

„Immer und ewig!“

Emanuel schritt die breiten Stufen hinan, die zur großen Eingangspforte führen. Diese war jetzt in so später Abendstunde verschlossen. Eine kleinere Thür, in der Verbindungsmauer zwischen Kirche und Profeßhaus angebracht, drehte sich nach leis anklingendem Schellenzug in ihren Angeln. Emanuel trat ein und winkte dem Trasteveriner, seinem Beispiel zu folgen. Lautlos fiel die Thür wieder ins Schloß und beide Männer befanden sich in fast undurchdringlicher Finsterniß. Emanuel jedoch, von früher her mit den Oertlichkeiten in diesen mächtigen Gebäuden bekannt, erfaßte die Hand seines Begleiters und führte ihn durch einen kurzen Gang über hellere Räume in die Vorhalle der Kirche selbst. Hier be-

deutete er ihn zu warten, bis er abgerufen werde, stieß den braunrothen schweren Ledervorhang zurück, womit in Rom alle Eingänge zum Innern der Kirche verhangen sind, und trat in die stillen weiten und hohen Hallen. — —

Graue duftige Dämmerung erfüllte die gewaltigen Räume. Das bläuliche Licht des Mondes, durch hohe Fenster gedämpft hereinfallend, ließ alle Gegenstände wie von glänzendem Nebel umfloßen erscheinen. Vor dem Hochaltar und den zunächst befindlichen beiden Seitenaltären, die zugleich eine Art Kapelle bilden, brannten stille Flammen aus kostbar gearbeiteten goldenen und silbernen Ampeln. Auf feine Geruchsnerven wirkte noch jetzt der aromatische Weihrauchduft, der in den besuchtesten Kirchen Rom's sich nie ganz verliert. Heut als am Tage aller Seelen hatte man von früh bis Abends Messe gelesen, und von dem kostbaren Gewürz des Morgenlandes war mehr als an gewöhnlichen Werkeltagen verbraucht worden. An solchen Festen zeigt man auch den Gläubigen die sonst verhüllte silberne Statue des heiligen Loyola, die rechts

vom Hochaltar über dem Altar der ersten Seitenkapelle ihren Platz hat. Die Kirchendiener mußten heut sehr eilig gewesen sein, denn noch jetzt sah man zum Theil den weißen Silbermantel des merkwürdigen Mannes durch die offen gelassenen Fugen hindurchschimmern. —

Kirchenräume haben bei nächtlicher Weile auch für den beherztesten Mann etwas Unheimliches. Die schon dunkeln Wölbungen, die dröhnende weite Leere, in der jeder Tritt, selbst der leiseste, seltsam wiederhallt; hier bestäubte Gemälde in knisternden Goldrahmen, die vor Alter schwarz geworden sind, dort der geschnörkelte Schmuck gottgeweihter Stätten, die eines Laien frivoler Fuß nie betrat; unter dem scheu dahin wandelnden Fuße verborgene Grüfte mit silberbeschlagenen Särgen und hoch über dem Haupt säuselndes Flüstern, das vom Spiel des Windes herrührt, der mit tönendem Finger draußen an die Scheiben klopft: dies Alles stürmt mit einem Male auf uns ein, befängt unsere Sinne und umweht uns mit Schauern banger Furcht und hoher Andacht.

Emanuel fühlte nichts von dieser Doppelempfindung. Lange Gewohnheit hatte die feineren Lebensnerven längst in ihm abgetödtet und ihn in dem Sinne, wie gläubige Laien es erfassen, für wahre Andacht eben so unzugänglich gemacht, als für das kühle Frösteln der Furcht. Er war zum Instrument herabgesunken, ohne daß er es bemerkt hatte, ohne daß er fühlte, was ihm durch schulgerechtes Heranbilden zu einem brauchbaren und zuverlässigen Ordensbruder künstlich entwendet worden war. Sein Herz mit all dem Herrlichen, das es umschließt, das die süßesten Träume des Lebens schlummernd birgt, war fast spurlos verschwunden.

Auf leiser Sohle glitt der Emissär wie ein Schatten durch das weite Mittelschiff der Kirche, beugte tief vor dem Hochaltare sein Knie und ließ sich dann auf den Altarstufen der Kapelle betend nieder, die Loyola's silbernes Standbild verbirgt. Als er mit gekrümmter Hand die üblichen drei Kreuze über sich schlug, verhallten zwei lange dumpfe Glockenschläge

in der Luft. Sie sagten ihm, daß er die Stunde pünktlich eingehalten habe.

Ein Geräusch, das er bald darauf von der Sakristei her vernahm, machte ihn aufblicken. Ehe er sich aber erhob, küßte er noch andächtig die marmorne Altarstufe. Zugleich ward die Sakristeithür von Innen geöffnet, der flatternde Schimmer eines unruhig brennenden Lichtes fiel grell gegen einen der Marmorpfeiler, doch nur einen Augenblick lang. Die dunkele Gestalt eines Priesters im Ordensrock der Jesuiten trat dazwischen und suchte mit forschendem Auge in der dunkeln Vertiefung des Schiffes den bereits seiner Harrenden.

„Bist du es, Emanuel?" flüsterte er, daß seine gedämpften Wortlaute seltsam an den hallenden Wänden fortrauschten.

„Ich bin es," erwiederte der Emissär, stand auf und ging seinem Freunde entgegen.

„Beeilen wir uns," sagte Antonio, seine Hand mit kühlem Druck in die Emanuels legend. „Du wirst erwartet. Es sind außer Dir noch drei unserer Freunde im Auslande angelangt, die Alle noch vor Mitternacht auf

Audienz warten. Der geheime Secretär wird sich sehr beeilen müssen, wenn er so Viele in so kurzer Zeit genügend hören will."

Antonio hatte währenddem seinen Jugendfreund in die Sacristei geführt, das Licht ergriffen und schritt ihm nun behend voraus nach einem Corridor, der vermittelst gewundener Gänge mit dem Profeßhause in Verbindung stand.

„Gestatte, daß ich dir schnell eine Bitte vortrage," sagte auf diesem Wege immer nur flüsternd der Emissär zu dem Priester. „Ein kleines Abenteuer, von dem ich Dir später mehr erzählen werde, brachte mich mit einem jungen Menschen in Berührung, der im Begriff stand, einen Mord zu begehen. —"

„Einen Mord!" wiederholte sein Begleiter. „Heiliger Antonio, Du mein großer Schutzpatron, wie verdorben ist doch die Welt! Möchte es dem Herrn gefallen, sie zu züchtigen!"

„Ein Wort zu rechter Zeit gesprochen," fuhr Emanuel fort, „ließ dem Halbwilden sein Unrecht einsehen, schwere, aufrichtige Reue überkam ihn und fast erliegend unter der Last

seiner Missethaten bat er mich wiederholt, seine Beichte zu hören. Du weißt, wie ich verhindert bin, solchem Wunsche zu willfahren; ich brachte ihn daher mit, um Dir diesen christlichen Liebesdienst zu übertragen. Er wartet in der großen Vorhalle."

„Des Herrn Wille geschehe!" sagte Antonio. „Als Dein getreuer Bruder will ich dem Armen die Beichte abnehmen und die Absolution ertheilen."

„Ich wußte, daß Du es würdest. Nimm meinen Dank dafür. — Doch, wir sind zur Stelle, wenn ich nicht irre."

„Klopfe dreimal an diese Thür und man wird Dir öffnen," sagte Antonio.

Mit schnellem Handgruß und kurzem bezeichnenden Wink der Augen schieden Beide von einander. Die Flamme des Lichtes in Antonio's Hand wehte um die scharfe Ecke des gepflasterten Ganges, als Emanuel in kurzen Pausen dreimal behutsam an die Thür klopfte. Gleich darauf wurde ihm geöffnet und der Emissär trat in ein geschmackvolles schönes Vorzimmer. Eine hohe Messinglampe mit drei

Armen, wie sie überall im Römischen gebräuchlich sind, brannte auf schmalem Tische an der Wand und warf unter dem grünseidenen Schirm hervor ihr helles Licht auf die äußerst hagere Gestalt eines greisen Dieners, der auf einfachem Rohrstuhle neben dem Tische saß und wie ein Pagode unaufhörlich mit Kopf und Händen wackelte. Emanuel wollte ihn fragen, ob er den geheimen Secretär des Generals sprechen könne, ohne aber eine solche Frage abzuwarten, drehte der greise Diener seinen wackelnden Kopf dem Fremden zu, erhob in gleicher Weise die wackelnde Rechte und sagte kurz:

„Für Sie zu Hause. Schon gemeldet.“

Er zeigte auf eine Flügelthür von Buchsbaummaser, die in der stumpfen Ecke des reinlichen, in Form eines regelmäßigen Dreiecks gebauten Vorzimmers bis fast an die Decke hinanreichte.

Emanuel folgte auch dieser Weisung, klopfte wieder dreimal, worauf ohne erfolgte Aufforderung einzutreten, beide Flügel nach Innen zurückwichen und ihn einließen.

Der Emissär befand sich im nächsten Augenblicke einem Manne von imponirender Gestalt und durchdringendem Blicke gegenüber.

Viertes Kapitel.

Der Secretär.

Pater Ghiberti war ein Mann von kaum vierzig Jahren, weltmännisch gebildet, durch viele Reisen mit halb Europa wohl vertraut, von Natur schlau und mit seltenem Scharfsinn begabt, den er jedoch, wenn es ihm zweckmäßig dünkte, so geschickt in sich verstecken konnte, daß bedeutende Erfahrung dazu gehörte, um zu errathen, was der geistesgewandte Mann in sich barg.

Ghiberti trug die gewöhnliche Kleidung der Jesuiten. Am Gürtel blitzte das stählerne Crucifix. Sein schwarzes, sehr kurz abgeschnittenes Haar ließ einen classisch geformten schönen Kopf sehen. Auf dem Scheitel zeigte sich eine ziemlich ansehnliche Tonsur, wie sie fast alle

Priester in Italien tragen. Der zweikrempige feine Castorhut lag zur Seite eines runden Tisches, der mitten im Zimmer stand, von heller Lampe genügend erleuchtet ward und mit einer großen Anzahl Briefschaften von allen Formen handhoch bedeckt war. Ghiberti saß in geschmackvollem niedrigen Lehnsessel so an diesem Tische, daß er seinen Rücken dem Licht zukehrte und dies mit vollem Schein auf die offenen Briefschaften und Depeschen fiel, mit deren aufmerksamer Durchsicht er beschäftigt war.

Bei Emanuels Eintritt erhob er sich, erwiederte die ehrfurchtsvolle Verbeugung des Emissärs durch gemessene Erwiederung und zeigte mit der Hand auf einen einfachen Sessel, der seinem Stuhl grade gegenüber stand. Das volle Licht der Lampe lag auf diesem und den Mienen dessen, der sich darin niederließ, während das Gesicht Ghiberti's im Schatten blieb.

„Sie kommen aus Deutschland,“ redete der Bewohner dieses stillen, ja todten Zimmers, denn seine Fenster gingen auf einen von hohen Gebäuden rings umschlossenen Hof, den Emissär

in deutscher Sprache an, „und haben, wie ich höre, Ihre Reise in kaum zwölf Tagen zurückgelegt. Erlauben Sie mir, Ihnen vor Allem dafür meinen Dank auszusprechen.“

„Es war meine Pflicht,“ versetzte etwas schüchtern Emanuel.

„Ich bitte nun um Ihre Briefe.“

Emanuel überreichte ihm eine wohl verschlossene Brieftasche, die Ghiberti ruhig öffnete, fünf bis sechs Briefe daraus nahm und sie darauf dem Eigenthümer wieder zustellte.

„Sie erlauben,“ sagte er, den umfangreichsten zuerst erbrechend. „Wahrscheinlich werde ich genöthigt sein, über den Inhalt dieser Briefe mich länger mit Ihnen unterhalten zu müssen, deshalb ziehe ich diesen kürzesten Weg vor.“

Ohne das geringste Zeichen des Mißmuthes, der Verwunderung, des Zorns oder der Freude von sich zu geben, las der besonnene Mann das bedeutend lange Schreiben ruhig zu Ende. Dann legte er es vor sich auf den Tisch, ließ seine breite intelligente Stirn in die Höhlung der linken Hand

sinken und saß einige Minuten in tiefes Nachdenken verloren. Hierauf ergriff er einen Silberstift, durchlief nochmals einzelne Stellen des Briefes und notirte sich Einiges auf einen dünnen Streifen feinsten Seidenpapieres. Nachdem auch dies geschehen war, schob er diesen Streifen unter einen ehernen Briefbeschwerer, auf dessen Rücken sich zwei Schlangen gegen einander bäumten. Emanuel glaubte in diesem Augenblick ein geheimnißvolles Lächeln seine bleichen ausgearbeiteten Züge durchzucken zu sehen.

Ohne sich weiter [um] die Anwesenheit des Emissärs zu kümmern, verfuhr Ghiberti ganz in gleicher Weise auch mit den übrigen Briefen. Niemand wäre im Stande gewesen, aus den Bewegungen des Lesenden auf den Inhalt der Depeschen zu schließen, denn Ghiberti blieb vollkommen regungslos dabei, wie eine Statue. Nicht einmal die Hand bewegte sich, in welcher das Blatt ruhte. Nur wenn die Lesung beendigt war, machte der ungewöhnliche Mann immer dieselbe Bewegung, ohne seine halbliegende Stellung im Lehnsessel

nur um eine Linie zu verändern. Einzig und allein in den großen schwarzen Augen, die tief eingesunken unter den scharfvortretenden Stirnknochen lagen und von bräunlichen Reifen umgeben waren, bemerkte Emanuel deutlich zu verschiedenen Malen das Aufzucken einer dunkelglühenden Flamme.

„Nun" sagte Ghiberti, indem er den letzten Brief bei Seite legte, „da gibt es ja auf einmal recht viel Bewegung in Ihrem Vaterlande. Mit Vorsicht geleitet, kann sie von guter Wirkung sein. Sie waren in dem Landstriche, den man Schlesien nennt?"

„Meine Reiseroute lautete dahin."

„Wie lange hielten Ihre Geschäfte Sie in jener Provinz auf?"

„Ueber fünf Monate."

„Ganz recht, ich erinnere mich. Ihre Berichte über die Gesinnung des Volkes lauteten damals befriedigend. Kirchlicher Sinn und unbedingte Anhänglichkeit an das Priesterthum war charakteristisches Kennzeichen der Landbewohner."

„So war es vor zwei Jahren, jetzt — “

„Sahen Sie den Mann, der jenen berüchtigten Brief schrieb und gegenwärtig an der Spitze der Schismatiker steht?“

„Ein einziges Mal hörte ich ihn Messe lesen.“

„Hat er eine gute Stimme, ergreifenden Vortrag?“

„Es ist mir nicht aufgefallen.“

„Er besitzt Ehrgeiz, ja?“

„Den Keim dazu.“

„Der Mann ist nicht recht behandelt worden. Hier in Rom hätte nichts der Art geschehen können. Schnelle Beförderung würde ihn andern Sinnes gemacht haben.“

„Ich halte ihn für einen Charakter, Hochwürden.“

„Was will das sagen! Ein Jüngling, der frühzeitig in unsere Hände fällt, dessen Anlagen wir erkennen, läßt sich einen Charakter anbilden, der uns nützt. Es bedarf dazu nur geistiger Führung und unablässiger Ueberwachung. Jetzt freilich, jetzt ist es zu spät, man müßte denn — “

Der Glockenzug am Profeßhause ward dreimal schnell hintereinander gezogen, daß die schreiende Schelle vernehmlich in allen Zimmern des weitläuftigen Gebäudes gehört wurde.

„Dreimal?“ sagte Ghiberti wie in Gedanken, „und es ist schon über halb neun Uhr? Seltsam!“

„So weit ich Gelegenheit hatte, die neu entstandene Bewegung in Deutschland zu verfolgen,“ fiel Emanuel ein, „ist sie eine durchaus ernst gemeinte, die außerordentlichen Anklang findet und schwerlich je wieder ganz unterdrückt werden kann.“

„Das wäre nicht einmal wünschenswerth. Das Unreine mag sich immerhin ausscheiden, es liegt nichts daran; unsere Aufgabe ist, Acht zu geben, das es nicht ansteckend unter den Gesunden um sich greift.“

„Dies eben geschieht in Deutschland.“

„Geschieht? Davon ist mir nichts bekannt. Auch die Briefe melden kein Wort davon. Sie irren sich.“

„Aber ich sah es selbst während der Reise! —“

„Sind Reiche, Vornehme, Mächtige bei der neu entstandenen Secte? — Nein! — Stehen kluge gelehrte Männer von wissenschaftlichem Rufe an ihrer Spitze? — Abermals nein! Nur das Volk, der eigentliche Pöbel revoltirt.“

„Ich muß bekennen, daß Sie vollkommen unterrichtet sind.“

„Nun dann hat die Bewegung selbst auch keine Bedeutung, dann ist der gesunde Körper unserer kirchlichen Gemeinschaft noch nicht angesteckt,“ sagte der Jesuit mit freundlichem Lächeln.

„Man vermuthet aber für die Zukunft eine Verbindung der Sectirer mit den Bewegungsmännern im Protestantismus.“

„Grade das ist der Punct, den wir fest in's Auge fassen, von dem aus wir dem kindisch lärmenden Feinde eine Gegenmine graben müssen. Es wäre dann nicht unmöglich, daß bei der Explosion die alte und neue reformirte Kirche brüderlich einträchtig in die Luft flöge. Unvorsichtig, das müssen Sie zugeben, merkwürdig unvorsichtig sind unsere

Gegner. Ich freue mich schon auf ein kräftiges Zusammenstoßen."

„Widerstand gibt Kraft," sagte Emanuel, „und das deutsche Volk, Signor, ist unbeschreiblich zäh!"

„Desto besser! Man kann ihm dann etwas zumuthen und an ihm herumzerren, ohne zu befürchten, daß es zerreißen werde."

Dreimaliges Klopfen veranlaßte den geheimen Secretär, mittelst eines Zuges die Thür zu öffnen. Der kleine alte Mann aus dem Vorzimmer überreichte mit tiefer Verbeugung einen Brief.

„Aus Posen," sagte Ghiberti, das Siegel betrachtend. „Von unserm sehr thätigen Emissär Kretowski. Ich will doch sehen, was er uns Wichtiges mitzutheilen hat."

Der Secretär erbrach das Schreiben, das von bedeutender Länge war, und las es langsam und aufmerksam durch.

„In der That," sagte er hierauf zu Emanuel, „das sind Neuigkeiten höchst erfreulicher Art! Die Polen zeigen wieder einmal Lust, einen kleinen Aufstand organisiren zu wollen,

wissen aber natürlich nicht, wie sie es anfangen sollen, um zu reussiren. Die blöden Kinder! Da haben sie nun den gescheidten Einfall gehabt, sich an unsere Gesellschaft zu wenden und anzufragen, ob wir wohl helfen würden, wenn sie brav losschlügen? Wie gefällt Ihnen das?"

„Ich habe keine Einsicht in die Sache."

„O das ist auch gar nicht nöthig! Aber hören Sie! Unser Emissär schreibt wörtlich: Z.....i, einer der einflußreichsten polnischen Patrioten und den Plänen unseres heiligen Ordens blind ergeben, stellte kürzlich die ernst gemeinte Frage an mich, ob ich bei unserm hochwürdigsten General vermitteln wolle, den Orden um eine Anleihe anzugehn? — Höchst naiv, nicht wahr? — Die Vorbereitung und Ausführung ihrer patriotischen Pläne erheischten ausreichende Geldmittel, die im Augenblick nicht disponibel wären. Ginge der Orden darauf ein, so könne Z.....i aus eigener Machtvollkommenheit gleichsam als Pfand das unermeßliche Vermögen einer aus Polen stammenden Familie einsetzen, deren

Mitglieder jetzt zerstreut theils in Deutschland, theils in Italien lebten. Dem Orden solle dann nur die Verpflichtung auferlegt sein, die zerstreuten Mitglieder dieser Familie, die in Uneinigkeit unter sich leben, aufzusuchen und ihre Versöhnung herbeizuführen. Das jetzige Oberhaupt derselben, Graf Michael Sembronowski, habe sich vor drei Jahren in Rom aufgehalten, doch wisse er nicht, wo er sich gegenwärtig mit seiner Familie befinde. —"

„Sembronowski?" unterbrach Emanuel den Lesenden.

„Kennen Sie die Familie? Ich erinnere mich durchaus nicht, einem Manne dieses Namens in den römischen Gesellschaftskreisen begegnet zu sein."

„Ein Sembronowski war im vorigen Jahre am Rhein. In Homburg vor der Höhe machte er einige Zeit großes Aufsehn durch sein enormes Glück im Spiel. Er soll über hunderttausend Gulden in wenigen Tagen gewonnen haben. Man hielt ihn für einen Glücksritter von Profession, eine Meinung, der sein Auftreten durchaus widersprach. Er besaß den

feinsten gesellschaftlichen Ton, war viel gereist, der anmuthigste Unterhalter, hatte außerordentliches Glück bei dem schönen Geschlecht und imponirte in der Gesellschaft durch sein rücksichtsloses Verdammen aller geoffenbarten Religionen. Seinem Bekenntnisse nach war er Katholik."

„Warum thaten Sie dieses Mannes nie Erwähnung?" fragte stirnrunzelnd Ghiberti den Emissär. „In rechter Hand muß solch ein Mann ja ein unbezahlbares Instrument sein. Glücksritter, welche Geld, Glück im Spiel und Beifall bei Frauen haben, sind nie gering zu achten. Sie haben sehr gefehlt, uns von der Existenz dieses Mannes nichts gemeldet zu haben."

„Ich bitte um Auferlegung mäßiger Disciplin," sagte demüthig Emanuel.

„Hm!" fuhr Ghiberti fort. „Katholik und doch irreligiös, Weltmann, wahrscheinlich auch Dialektiker — mich dünkt, aus diesem Manne wäre noch etwas zu bilden. Könnte man seiner nur habhaft werden!"

„Dazu, Hochwürdiger, will ich meine Hand gern bieten. Ich weiß, daß jener Sembronowski von Homburg nach Baden-Baden, von da nach Genf ging, wo er mehrere Monate lebte. Einer meiner vertrauten Freunde aus Bern war häufig mit ihm zusammen gewesen und schrieb mir, daß ihm selten ein Mensch von widerstreitendern Ansichten vorgekommen sei. Gewiß hat dieser nicht unterlassen, die Spur des merkwürdigen Spielers weiter zu verfolgen.“

„Gut. Schreiben Sie noch in dieser Nacht an Ihren Freund. Der Glückspilz kann, wenn nicht zu etwas Besserem, mindestens zu vortrefflichem Köder verbraucht werden. Auch den übrigen in der Welt verstreuten Mitgliedern dieser Familie muß schleunigst nachgespürt werden, und verhält es sich, wie Z.....i behauptet, so kann sich mit Genehmigung unseres gemeinsamen Obern der Orden an der beabsichtigten Schilderhebung der Polen recht gern betheiligen. Es ist dies ein Weg, der zu den einflußreichsten Stellen im Staatsleben und zu allgemeiner Ausbreitung unserer

heiligen Brüderschaft über ganz Europa führen muß. Um solchen Preis," setzte er lächelnd hinzu, „könnte die Kirche wohl auch den Austritt einiger tausend ohnmächtiger Schismatiker aus ihrem Schooße verschmerzen."

Langsam erhob sich Ghiberti aus seinem Lehnsessel, damit anzeigend, daß er die Unterredung abzubrechen wünsche. Emanuel folgte seinem Beispiel.

„Ueber Ihre nächste Zukunft kann ich heut noch nicht verfügen," sagte der Secretär. „Morgen erst erhalte ich neue Verhaltungsbefehle. Diesen werden auch Bestimmungen für Sie beigefügt sein. Betrachten Sie sich nur als flüchtig einkehrenden Gast in Rom und halten Sie sich stets reisefertig. Es hängt von dem General ab, ob Sie alsbald wieder nach Deutschland abgehen oder in anderer Weise in neuen und folgenreicheren Wirkungskreisen verwandt werden sollen. Mündlicher Empfehlung durch mich dürfen Sie versichert sein. Auf baldiges Wiedersehen! Und vergessen Sie nicht, jenes räthselhaften Glücksritters wegen an Ihren Freund zu schreiben!"

Wie von geheimen Mächten bewegt, öffnete sich vor dem Emissär die Flügelthür, ohne daß er sie berührte, der mit Kopf und Händen wackelnde Diener im Vorzimmer verbeugte sich schweigend, erschloß auch die zweite Thür geräuschlos, wie bei seinem Kommen, und wieder befand sich Emanuel allein auf dem langen Corridor, der von zwei düster brennenden Lampen und dem matt durch schmale Fenster schimmernden Licht des Mondes unheimlich beleuchtet wurde.

Er wunderte sich, daß Antonio sich nirgends blicken ließ. Seine Unterredung hatte über eine Stunde gedauert und in dieser Zeit mußte doch der Trasteveriner seine Beichte abgelegt haben. Absichtlich zögerte Emanuel, um seinen Freund zu erwarten, dieser wollte aber nicht kommen. Verstimmt stieg er bedächtig, immer zaudernd und lauschend, die Treppe hinab, durchschritt Höfe und Gänge und trat wieder in die Sacristei. Eine fast bis an den Leuchter herabgebrannte Kerze flimmerte hier auf dem mit schwarzem Tuch überzogenen Tische. Die Thür zur Kirche stand halb offen. In

der Kirche selbst war es noch eben so still, wie vor einer Stunde, nur dunkler, da sich die wandelnde Mondscheibe hinter irgend ein benachbartes Gebäude zurückgezogen hatte.

Emanuel schritt am Hochaltar vorüber, um das Schiff zu kreuzen und durch die ihm bekannte Pforte das Freie zu gewinnen. Da glitt ein Schatten längs der Pfeiler hin und von einem der Beichtstühle her kam mit zu Boden geschlagenen Blicken langsamen Schrittes der Ordensbruder.

„Antonio!" rief ihm Emanuel flüsternd zu. „Mein Schützling muß viele Vergehen zu beichten gehabt haben."

Der Priester blickte auf, Emanuel sah in ein todtenblasses Gesicht.

„Hilf Gott!" sagte er, „Du bist krank! Dachte ich mir's doch, daß Dir etwas begegnet sein müsse. Komm, ich will Dich nach Deinem Zimmer geleiten."

„Es ist nicht nöthig. Die Beichte des Eminente hat mich ein wenig angegriffen."

„War sie so fürchterlicher Art?'

„Es war die seltsamste, die ich je gehört."

„Und hast Du ihn absolvirt?"

„Gewiß, und ich glaube damit ein gutes Werk gestiftet zu haben. Der gute Mensch ist uns von heute an sicher."

„Uns! Du sprichst in Räthseln."

„Nun, so zerbrich Dir immerhin den Kopf, um zu rathen," versetzte Antonio lächelnd. „Vielleicht gibst Du mir ebenfalls bald etwas auf zu rathen. Gute Nacht."

„Auf Wiedersehen!"

Ohne Händedruck schieden diesmal die Freunde, Emanuel, um in seiner Wohnung den versprochenen Brief zu schreiben, Antonio, um mit schnellen Schritten zu Ghiberti zu eilen.

Fünftes Kapitel.

Eine Beichte.

Kaum hörbares Klopfen schreckte den alten Diener aus gedankenlosem Hinbrüten auf. Mechanisch griff er nach dem Zuge, um den späten Besuch einzulassen, war aber nicht wenig erstaunt, den Ordensbruder Antonio eintreten zu sehen.

„Ist Signor Ghiberti allein?" fragte der Jesuit hastig.

Der schwache Greis machte eine bejahende Gebehrde.

„Vortrefflich, so kann ich ihn unverweilt sprechen."

Auf Antonio's dreimaliges Klopfen ward die Thür geöffnet und der Jesuit befand sich allein mit dem vertrautesten Freunde des Generals.

„Ah! Sie sind es!“ sagte Ghiberti, von seiner Arbeit aufblickend. Er war eben mit Schreiben beschäftigt. „Und in Aufregung, wie ich mit großer Bekümmerniß bemerke! O wie viel gebricht Ihnen noch zu einem würdigen Mitgliede unserer heiligen Gesellschaft!“

„Ich fühle, daß ich fehle, Signor Ghiberti, ich fühle es mit Schmerzen. Dennoch kann ich mich dieser Schwäche nicht schämen.“

„Auch noch stolz muß ich Sie finden? Diese Schlange glaubte ich in Ihnen gänzlich zertreten zu haben.“

„Es ist nicht Stolz, was mich vielleicht unbedachte Worte sprechen läßt, es ist Ueberraschung, Erstaunen!“

„Reden Sie,“ sagte der Secretär, indem er die Feder aus der Hand legte und eine nachlässige Stellung annahm. „Daß ich einen ruhigen, klaren, besonnenen Vortrag jeder andern Art der Mittheilung vorziehe, bemerke ich nur, um Ihnen den Ton anzugeben, bis zu welchem Sie Ihre thöricht erregten Gefühle herabstimmen sollen.“

„Ich habe Ihnen, wie es die Regel des Ordens in besonders dringenden und wichtigen Fällen erheischt, eine Beichte mitzutheilen, die ich so eben angehört,“ sagte Antonio.

„Sieh da, eine Beichte!“ lächelte Ghiberti. „Es kommt dies in neuester Zeit immer seltener vor, doch hoffe ich, wir werden in den nächsten Monaten wieder öfters dergleichen den Gewissen dritter Personen fein aufgedrückte Siegel zu lösen haben. Nun was hat man Ihnen denn so Wichtiges verrathen, mein Freund? Kramte ein verliebtes Mädchen seine allerliebsten Dummheiten vor Ihnen aus und zählte Ihnen ihre süßen verborgenen Sünden vor, um den läuternden Flammen des Fegefeuers zu entgehen? Solche Schäkereien ergötzen, wenn man ernsthaft verlangen darf, daß vor Allem Wahrheit, lautere volle Wahrheit nöthig ist, um Vergebung zu erhalten.“

„So ganz schuldloser Art ist die Beichte nicht, zu deren Mittheilung ich mich verpflichtet halte. Es war ein Mordlustiger, der um Vergebung flehte.“

„Ich habe deren in meinem Leben siebzehn absolvirt," sagte mit kalter Ruhe Ghiberti. „Sie waren nicht halb so schuldig, als der armseligste Ketzer. Doch lassen Sie hören!"

„Ohne Zweifel," begann Antonio, „sind Ihnen noch die mancherlei Vorgänge erinnerlich, die bei dem letzten Octoberfeste in Villa Borghese die Volksbelustigungen auf einige Zeit unterbrachen."

„Doch nicht so ganz. Helfen Sie meinem Gedächtniß auf und ich werde mich entsinnen."

„Unter Anderm," fuhr Antonio fort, „entzückte Einheimische und Fremde ein auffallend schönes Tänzerpaar, das mit unermüdlicher Ausdauer und seltener Grazie die Saltarella aufführte. Das Mädchen, jung, schlank und bildschön, war aus Albano und trug die malerische Tracht ihrer Heimath, ihr Partner, als schmucker Eminente gekleidet, wohnte in Trastevere und rühmte sich von Cato abzustammen. Sie kennen ja — "

„Den zwar lächerlichen, aber bisweilen doch sehr nützlichen Dünkel dieser hitzigen Raufbolde. Nur weiter!“

„Die Tänzer waren Liebesleute, Signor Ghiberti, wie dies meistens bei solchen der Fall ist, die sich öffentlich zum Vergnügen der Menge sehen lassen. Römische Mädchen lieben nun zwar, sagt man, feurig, doch nicht immer beispiellos treu. Die schöne Albanerin entdeckte während des Tanzes das blühende Gesicht eines Fremden, eines blonden Sohnes von jenseits der Berge, der seine himmelblauen sanften Augen mit bittender Zärtlichkeit auf die Tänzerin richtete. Geschmeichelt von solcher Aufmerksamkeit erlaubte sich Teresella einige Koketterieen, indem sie ihrerseits ebenfalls die Macht ihrer Augen erprobte und durch üppig-graziöse Wendungen mit ihren Körperreizen spielte. Diese Künste blieben nicht wirkungslos. Der Fremde, bezaubert von der reizenden Sirene, suchte sich ihr zu nähern, ward freundlich aufgenommen und vergaß sich im Rausch seines Glückes so sehr, daß er dem nur zum Schein wiederstrebenden Mädchen einen Kuß raubte.“

„Ganz recht," fiel Ghiberti ein. „Der Eminente fühlte sich dadurch beleidigt, stürzte sich mit Tigerwuth auf das Mädchen und hätte sie erwürgt, wären die Umstehenden der Unvorsichtigen nicht zu Hilfe gekommen. Bei dieser Gelegenheit nannte der Fremdling den Trasteveriner einen Hund."

„Seit jenem verhängnißvollen Abende," fuhr Antonio fort, „entzog Teresella ihrem bisherigen Geliebten ihre Neigung. Sie nahm die Werbung des Fremden an und ward dessen erklärte Geliebte. Der Eminente, über solche Zurücksetzung empört, verfolgte die Treulose auf Schritt und Tritt, um sich an ihr zu rächen, konnte sie aber ungeachtet gespanntester Aufmerksamkeit nie ertappen. Natürlich haßte er auch seinen glücklichen Nebenbuhler, doch kam es ihm nicht in den Sinn, diesem ein Leides zuzufügen. Nur das Glück, sein schönes Mädchen ungestört zu besitzen, wollte er dem Begünstigten nicht gönnen. Um wo möglich seine Absicht zu erreichen, mußte Tommaso genaue Erkundigungen über seinen Nebenbuhler einziehen und diese Erkundigungen sind es,

die mich veranlassen, eine so späte Abendstunde zu ernster Unterhaltung mit Ihnen zu benutzen."

„Tommaso also hat Ihnen gebeichtet? Traf etwa sein Stahl die Brust des treulosen Mädchens?"

„Sein Zusammentreffen mit ihr würde jedenfalls dieses Ende genommen haben, wäre dem Ungestümen nicht zu rechter Zeit ein Dritter in den erhobenen Arm gefallen."

„Und dieser Dritte — ?"

„War ein Priester, ein Bruder unseres Ordens, ein deutscher Emissär."

„Es gibt nur einen einzigen unserer deutschen Emissäre gegenwärtig in Rom. Dieser betrat erst heute die Stadt und hat mich vor Kurzem verlassen. Wenn Ihr Beichtkind nicht gelogen hat, so kann nur Emanuel der Verhinderer des Mordes gewesen sein."

„Emanuel gebührt dieses Verdienst," sprach Antonio weiter, „doch ist dies nur in sofern von Wichtigkeit, als durch sein lobenswerthes, von Gott zugelassenes Einschreiten die nachfolgende Beichte hervorgerufen ward. Tommaso hätte vielleicht nicht daran gedacht,

trotz seiner Zerknirschung, in die ihn die zurechtweisenden ernsten und väterlichen Worte Emanuels versetzten, hätte er nicht zufällig in dem weltlich gekleideten Priester einen Bruder unseres heiligen Ordens entdeckt. Wie vom heiligen Geist erleuchtet, trat Alles das, was er von dem Fremden erfahren hatte, in diesem Augenblicke vor seine Seele; eine Stimme rief ihm zu: Gehe hin zu den heiligen Vätern und erzähle ihnen, was Du von dem Fremden weißt, der Dich betrogen hat, und so getrieben von dem Doppelruf des Geistes und der Lust, Rache zu nehmen an dem, der ihm sein Liebstes entwendete, heftete er sich an die Fersen Emanuels und ließ nicht eher von ihm, bis dieser versprach, ihn zum Beichtstuhl zu geleiten. Während nun der Emissär seine Depeschen in Ihre Hände legte, ließ ich die Worte des Beichtenden tief in meine Seele fallen und bin nun hier, sie vor Ihnen getreulich zu wiederholen.“

„Sie machen in der That den Wunsch in mir rege, möglichst tief in die Verhältnisse des fremden jungen Mannes einzudringen.

Beginnen Sie also die Wiederholung der Beichte."

„Tommaso's Nebenbuhler," begann Antonio auf's Neue, „heißt Lodovico Sembronowski —"

„Sembro — Sembronowski?" wiederholte Ghiberti mit Lebhaftigkeit. „Doch nur weiter, weiter!"

„Sie kennen also diese Familie? Desto besser!"

Der Secretär winkte ungeduldig dem Priester, die Erzählung fortzusetzen.

„Aus alter polnischer Familie stammend, nöthigten politische und religiöse Wirren seine Großältern, ihr Vaterland zu verlassen und sich nach Deutschland überzusiedeln. Mit beträchtlichem Vermögen kauften sie sich in Franken an und lebten als Gutsbesitzer in national polnischer Sorglosigkeit verschwenderisch in den Tag hinein. Durch schlechten Haushalt und betrügerische Speichellecker verringerte sich das Vermögen der Ausgewanderten beträchtlich und ging später, als die französischen Heere halb Europa überschwemmten, gänzlich verloren.

Die Familie kam an den Bettelstab, die alten, so stolzen, an Pracht, Luxus und sorgloses Leben von Jugend auf gewöhnten Edelleute starben vor Gram, und die Kinder gingen auf gut Glück in die weite Welt. Es waren blos zwei Söhne da, von denen der jüngste stillere sich dem Rheine zuwandte, durch Fleiß sich ein Häuschen und mit diesem die Hand eines Schwarzwälder Bauermädchens erwarb und in beschränkter Lage mit zufriedenem Gemüth ein dem Anscheine nach glückliches Leben mit ihr führte. Den Adel hatte er längst abgelegt, um mit diesem alle Ansprüche an glänzendere Existenz für immer aufzugeben. Das jüngste Kind dieses armen Ehepaares war ein Sohn. Sie nannten ihn Ludwig. Frühzeitig entwickelte er Sinn für Kunst, zeichnete mit Kohle und Mörtel Gegenden und Menschen und brachte es durch Unterstützung kunstsinniger Männer dahin, daß er die Akademie in Düsseldorf beziehen und später nach dem Vaterlande aller wahren Kunst, nach Italien wandern konnte. Als Geliebter Teresella's, der

schönen Albanerin, als Gegner des rachsüchtigen Tommaso finden wir ihn jetzt in Rom."

„Dies ist allerdings eine ganz interessante Lebensgeschichte," bemerkte Ghiberti, „doch sehe ich noch keineswegs irgend etwas Erkleckliches für uns daraus hervorgehen."

Antonio lächelte verschlagen und fuhr fort: „Bei den Erkundigungen, welche Tommaso über den Maler einzog, erfuhr er, daß nahe Verwandte gleiches Namens seit Jahren schon in Rom und der Umgegend, doch äußerst zurückgezogen von der Welt und ihren Zerstreuungen leben. Es sind steinreiche Grafen, in preußisch, russisch und österreichisch Polen mit nahe an hundert Gütern angesessen. Der Senior dieser großen Familie heißt Michael Sembronowski —"

„Ah — es beginnt zu tagen!" rief freudig bewegt Ghiberti. „Ich fühle Grund unter meinen Füßen. Endigen Sie, endigen Sie!"

„Er entging, sagt man, nach Unterdrückung des polnischen Aufstandes nur dadurch der theilweisen Confiscation seines unermeßlichen

Bayerische Staatsbibliothek München

Vermögens, daß er seinen ältesten Sohn, der sich am Aufstande seiner Landsleute betheiligt hatte, ohne ein Wort der Einrede der russischen Rache opferte."

„Ein Beweis von großer Klugheit, von schätzenswerthen politischen Anlagen."

„Seit jener Zeit ward der Graf melancholisch, menschenscheu, verließ sein Vaterland, lebte bald in England, bald in Frankreich und der Schweiz. Seit fünf Jahren hat er Italien zu seinem bleibenden Aufenthaltsorte erwählt. Graf Michael Sembronowski, Signor, ist Mystiker geworden."

„Weiß der Maler von dieser reichen Verwandtschaft?"

„Sechsmal wandte er sich, ohne je Antwort zu erhalten, schriftlich an seinen nahen Verwandten und bat um Unterstützung, damit er sich sorglos der Kunst hingeben könne. Als dies nichts fruchtete, machte er dem Grafen persönlich einen Besuch. Er ward auch wirklich vorgelassen, durfte dem Millionär seine Lage auseinander setzen, seine Armuth schildern, die Antwort auf all' seine ergreifenden Reden

lautete aber kurz: Werde Protestant und fromm wie ich, und es soll Dir nicht fehlen an reichen Mitteln!“

„Der Maler ist katholisch?“

„Ein guter Sohn unserer Kirche, Signor! Auf die Antwort des Grafen verbeugte er sich tief, sagte dem Mystiker: „Ich mag kein Judas werden,“ und ging arm, wie er gekommen, von dannen. Er soll häufig seitdem Mangel gelitten haben.“

„Und der Graf?“

„Graf Michael hat sich nie wieder um ihn bekümmert. Er verließ seine Wohnung und zog sich, um recht ungestört leben zu können, in's Gebirge, wo er ein versteckt gelegenes Schloß käuflich an sich gebracht hat und nur ganz vertraute Leute zu sich läßt.“

„Wie heißt das Schloß und wo liegt es?“

„Diese einzige Frage konnte mir Tommaso nicht beantworten.“

„Wir müssen es aber wissen, bald wissen!“ rief Ghiberti. „Das Schicksal der Welt kann von dieser Entdeckung abhängen.“

Bayerische Staatsbibliothek München

„Ich bedaure, daß ich nicht im Stande bin, irgend einen Vorschlag zu machen, der zum Ziele führen könnte."

„Lodovico!" sagte Ghiberti aufstehend und mit heftigen Schritten das kühle Gemach durchwandernd. „Man muß sich dem jungen Manne, der eine so tüchtige Gesinnung hat, zu nähern suchen. Meinen Sie nicht, Antonio?"

Der Jesuit lächelte und machte nur eine stumme Verbeugung.

„Versprechen Sie sich nichts von einem solchen Schritte?"

„Wenn ihn Hochwürden für geeignet halten, wird er auch jedenfalls zum Ziele führen," sagte Antonio immer lächelnd.

„Ich begreife Sie nicht mit Ihrem spöttischen Lächeln."

„Sehr natürlich, Signor Ghiberti. Geht es mir doch eben so, wenn ich Sie betrachte und sehen muß, daß die Beichte eines armseligen Trasteveriners Sie beinahe noch mehr erschüttert hat, als Ihren demüthigen Diener!"

„Sie haben Recht, Antonio," versetzte Ghiberti und reichte dem Jesuiten die Hand.

Bayerische Staatsbibliothek München

„Ich verdiene diese Zurechtweisung. — Aber es war eine gute Beichte — sie soll uns Früchte tragen!“

„Zur Ehre Gottes!“ sagte Antonio, verbeugte sich fast bis zur Erde, küßte dem Obern die Hand und verließ ihn erst, als dieser ihm segnend den Scheitel berührt hatte.

Sechstes Kapitel.

Im Atelier.

Im vierten Stock eines auf der via Sistina gelegenen Hauses hatte Lodovico sein Atelier aufgeschlagen. Es war ein kleines freundliches Zimmer, für einen Maler sehr passend, weil ein hochangebrachtes Fenster dem Gemach eine Art Oberlicht gab und alle Gegenstände gleich hell beleuchtete. An Luxusgegenständen war kein Ueberfluß in dieser bescheidenen Künstlerwohnung. Das Ameublement bestand blos aus einem Tisch, der mit Farbenkästen, Pinseln, Paletten und einigen langhälsigen Orvietoflaschen belastet und keineswegs sauber gehalten war; drei wacklichen Rohrstühlen und zwei Staffeleien. Die mit einfachem Kalk angestrichenen Wände waren

mit einer Menge halb und ganz ausgeführter Skizzen bunt behangen. Unter diesen fielen zwei besonders ins Auge, die eine, welche das Brustbild eines schönen nackten Weibes darstellte, das sich mit faltigem Gewande schamhaft den Busen deckte, während ihr feuchter Blick durch prächtig verworrene üppig schwarze Locken sehnsuchtsvoll in die Ferne schweifte. Die zweite Skizze zeigte ein junges Mädchen in Albaner Costum, unter Myrthengebüsch und blühendem Oleander knieend und eben im Begriff ein zierlich geflochtenes Körbchen mit frisch gepflückten Feigen und Trauben graziös auf ihr schönes Haupt schwingend. Das Profil des ächt römischen Gesichts war dem Beschauer zugekehrt und hatte jenen charakteristischen Ausdruck römischer Mädchen, der auf bewundernswürdige Weise Spott und Stolz in sich vereinigt und gerade durch solchen herausfordernden Uebermuth süße Flammen in die Herzen der Männer schleudert.

Am nächsten Morgen nach den Ereignissen, die wir im Vorhergehenden zu schildern versuchten, saß unser junger Freund sinnend vor

einer jener Staffeleien, auf der ein mittelgroßes beinah fertiges Gemälde stand. Lodovico spielte mit seinem Malerstock, einem tüchtigen Stück leichten spanischen Rohres, indem er es abwechselnd bald auf dem Zeigefinger der linken, bald der rechten Hand balancirte. Mißlang ihm das geistreiche Kunststück, was häufig geschah, da seine Gedanken mit ganz andern Dingen beschäftigt zu sein schienen, so stützte er den Kopf auf den untergestemmten Arm, sah lange auf das Gemälde vor sich und holte tief und seufzend Athem.

Das Gemälde stellte eine römische Gebirgslandschaft dar in dem heißen Colorit eines tausendfarbigen italienischen Sonnenunterganges. Es war eine schöne, wunderbar treue, in Ausführung und Colorit trefflich gelungene Abbildung des sogenannten Aquäductenthales im Sabinergebirg eine Stunde hinter Tivoli. Den Vordergrund bildete ein geborstener Mauerbogen mit hohem halbverfallenen Thurm, von dessen Zinnen herab in reich vorschlungenem Gewinde das dunkle Blättergelock üppigen Epheus und anderer Schlinggewächse hing.

Auf zerbrochenem Gesims am Fuß des Thores, durch welches die Straße nach Subiáco und Trevi führt, saß ein Priester mit langem greisen Bart. Ein Brevier lag auf seinem Schooß, neben ihm ein Krückenstock, denn der alte Mann war lahm, wie der Stelzfuß verrieth, der unter dem abgetragenen Chorrock hervorschaute. Ihm zu Füßen kniete ein junges Mädchen, abermals in der kleidsamen und heitern Tracht der Albanerinnen und küßte dem Alten die Linke, während dieser segnend mit der Rechten ein Kreuz über dem Scheitel der Knieenden schlug. Links von dieser Gruppe sah man in felsigem Bett unter Schilf und Gestrüpp die schnellen Wellen des Teverone schimmern, und auf dem jenseitigen Ufer nach einem erst in weiter Ferne von hohen Gebirgen umschlossenen Thale die lange dunkle Bogenreihe einer alten Wasserleitung zwischen felsigem Land und bebauten Feldern fortlaufen. Weiter rechts gegen die Berge ragten massenhafte Trümmer eines zweiten Aquáducts mit doppelten Bogenreihen aus der stillen Landschaft hervor. Ein mit Ochsen bespanntes

Fuhrwerk und einige Esel mit ihren Treibern belebten die an sich öde Gegend, die jetzt in einem Meer goldblauen Feuers schwamm. Olivenhaine, Lorbeerhecken, schlanke Cypressen und stachlichte Aloë schienen durchleuchtet von purpurnen Flammen, die kahlen scharfzackigen Kämme der fernsten Gebirge glänzten wie im Feuer vergoldet, die näheren und niedrigeren überzog ein purpurvioletter Duft, lichte Bläue erfüllte das weite stille Thal und tieferes Dunkel schloß die nebliche Schlucht, in deren hohler Tiefe der Teverone schäumte.

Dies anmuthige Gemälde war fertig bis auf wenige Striche, aber grade für diese Striche schien dem Maler Stimmung und Muth zu fehlen, und so blieb das entzückende Landschaftsbild von einem Tage zum andern unbeendigt.

Nachdem Lodovico geraume Zeit träumerisch sein Spiel fortgesetzt hatte, schien ihn plötzlich ein glücklicher Gedanke zu beseelen. Er stand hastig auf, ergriff die Palette, auf der bereits die Farben aufgesetzt waren, ordnete die Pinsel, heftete seine glänzenden Augen

mit freudigem Lächeln auf seine Schöpfung und begann eifrig an dem Gestrüpp, an rankenden Gewächsen und Ueberresten zu Tage blickenden Mosaiks neben der Straße zu malen. Während dieser Arbeit hielt er in abgebrochenen Sätzen folgendes Selbstgespräch:

„Gewiß, das Anerbieten beunruhigt mich, und doch — doch mag ich es nicht unbenutzt lassen. — Der Mann war so freundlich — so zuvorkommend — so uneigennützig! — Wie leicht konnte er ein Opfer werden von des verrückten Tommaso's Wuth! — Und dann — er ist ja mein Landsmann!“

Lodovico malte eifrig fort und ließ mit wenigen kecken Pinselstrichen einen Cactusstrauch auf felsigem Grunde erwachsen. Dann lehnte er sich zurück, daß der altersschwache Stuhl unter ihm knisterte, sah scharf auf das Bild, nahm einen andern Pinsel, tauchte ihn in verschiedene Farben und überzog, als die Mischung seinen Beifall hatte, mit sanft milderndem Ton eine schräg hervorspringende Gebirgspartie, die mit ihren violetten Schatten den tiefen Einschnitt einer Schlucht andeuten sollte.

„So, das verbindet Sonnenwärme und Dämmerungskühle vortrefflich,“ sagte er beifällig. „Ich fühlte das Mangelhafte und konnte es diese letzten Tage her, wo ich so aufgeregt war, doch nicht finden.“

Emsig fortarbeitend sprang Lodovico nach einiger Zeit wieder auf den Gegenstand über, der ihn seit der verflossenen Nacht am meisten beschäftigte.

„Bei Gott und allen Heiligen, wenn mir der gutherzige Priester irgendwie helfen könnte, ich wüßte nicht, was ich begönne vor Lust und Dankbarkeit! — Nun eine bessere Wohnung würde ich mir doch wohl vor Allem suchen müssen, denn diese hier — (dabei ließ der junge Mann seine Blicke mit schalkhaftem Ausdrucke durch das Gemach schweifen) — je nun, sie hat freilich nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einem Raume im Vatican, auch raucht der verdammte Ofen, wenn ich mich aus Liebe zur Kunst bisweilen genöthigt sehe einzuheizen, und ziehe ich die landesübliche Sitte vor, mir für vieles Geld ein Kohlenbecken zu halten, so macht mir der fatale

Dunst einen Kopfschmerz, als lebte ich noch in der schönen kühlen Heimath und hätte mich im Lieblingsgetränk der nordischen Götter berauscht — indeß ein armer Teufel muß Gott für Alles danken, auch für Prügel und Mückenstiche, die beide, wie man's immer nehmen mag, zu guter Letzt doch auch Gaben des Herrn sind und bleiben."

Die verkrüppelten schlangenartig gewundenen Wurzeln eines umgebrochenen Oelbaums waren an der steilen Felsenwand gewachsen, die rechts den Rahmen des Gemäldes bildete. Lodovico lächelte und fuhr fort:

„Meine kleine liebliche Teresella ist bei alledem eine wilde Katze, der ich je eher je lieber die zierlichen Klauen verschneiden muß. — Spreizt sie sich nicht gleich wie ein Stacheligel, wenn sie Ursache zu haben glaubt, daß ich einer andern Schönen wohlgefällig in die Augen geschaut habe? Das wäre mir aber gelegen! — Das könnte mich fördern in meiner Kunst! — Das würde mich bei guter Zeit zu einem stockrömischen Erzphilister machen! — (Lodovico malte jetzt mit einer wahren Wuth.)

— Mithin — nun ja, ich sehe wirklich nicht, was dabei bedenklich sein soll, obwohl's die Enkelin von Albalonga's Beherrschern findet — mithin muß es mir gestattet sein, nach wie vor, wo immer ich sie finde, die Schönheit des Weibes gründlich zu studiren. — Und daß ich darin nicht zu weit gehen, das rein künstlerische Gefallen an schönen Formen nicht verwechseln werde mit unreinem Gelüst, das gar nichts zu schaffen hat mit der Kunst, nun dafür stehe ich ein, Du kleine Ungläubige mit den arabischen Räthselaugen! — Und selbst an meiner Treue wagte sie zu zweifeln!" fuhr er nach einer Weile fort. „Wie beleidigend, wie erniedrigend das für mich sein muß! — Ich und untreu! — Ich, ein Deutscher, was den Ort meiner Geburt anbetrifft, ich untreu ihr gegenüber, dem leicht entzündbaren, sinnlich glühenden Mädchen vom Fuß des alten Tempelberges! — Wahrhaftig es wäre ärgerlich, wenn es nicht gar so lächerlich wäre! — Und sicher, ich hätte sie auch sitzen lassen und wäre auf- und davongegangen, wenn — nun was denn? Hätte ich nicht das gegründetste Recht dazu gehabt? —

unbestreitbar, und gewiß ich hätte es gethan bei jedem andern Mädchen, nur weil mir Teresella doch so viel Liebe und Anhänglichkeit bewiesen hat und sie den Verfolgungen des widerlichen Tommaso schutzlos preisgegeben wäre, habe ich's nicht über's Herz bringen können. — Wahrhaftig, nur deswegen, aus keinem andern Grunde!“

Im Eifer der Arbeit und ganz in seine Gedanken vertieft hatte Lodovico nicht bemerkt, daß sich die Thür seines Ateliers leise öffnete und der dunkellockige schöne Kopf seiner anmuthigen Geliebten, halb verdeckt von dem blendend weißen, am untern Rande mit Spitzen umsäumten Tuche neugierig lauschend durch den Spalt schaute.

Mit funkelnden Augen trat Teresella jetzt in das kleine Atelier, machte dem Maler einen tiefen Knicks und sagte mit grollender Stimme spöttisch:

„Tausend Dank für Ihre Gnade, Herr Großmuth! Die Enkelin der Beherrscher von Alba Longa wird unaussprechlich beglückt sein,

sich als gehorsamer Hund demüthig zu den Füßen des Herrn Fremden zu legen."

Das in ihrem Zorn wunderschöne Mädchen stand vor dem betroffenen Maler mit der majestätischen Haltung einer Königin. Lodovico, obwohl ein wenig betroffen, freute sich doch über die herrliche Erscheinung und versetzte lächelnd, indem er der Zürnenden gutmüthig die Hand entgegenstreckte:

„Grüß Gott, mein wildes Täubchen. Hast Du mich behorcht, lieber Schelm? Es freut mich, daß Du schon so viel von meiner Muttersprache begriffen hast."

„Sieh Dich vor, daß die Taube nicht zum Geier wird, Undankbarer!"

„Alle Wetter! Was hab ich denn verbrochen?"

Teresella trat dicht vor ihn, legte stolz die linke Hand auf ihre Hüfte und die Rechte drohend gegen ihn erhebend, fragte sie ungestüm:

„Du hast in Worten zu Dir selbst gesprochen, die ich nicht hören mag. Ich verstand sie nicht, sie haben mir aber Deine Gedanken verrathen und diese Gedanken sind

unwürdig. Du liebst mich nicht, Du willst blos mit mir spielen."

„Teresella!"

„Still, es ist so! Wer neben seiner Geliebten noch ein anderes Weib schön finden kann, liebt nicht; er will nur tändeln und scherzen. Und Du siehst jedes Mädchen mit verliebten Augen an."

„Mein allerliebstes Kind," erwiederte Lodovico, das beleidigte Mädchen auf ein Bänkchen niederziehend, „bedenke, was recht und billig ist! Als Künstler muß ich die Schönheit suchen, wo immer ich sie finde. Mannigfaltigkeit der Schönheit ist der Lebensquell, aus dem ich mich, d. h. meine Kunst nähre. Und ich meine, ein solches Betrachten schöner Gegenstände, gleichviel, ob sie belebt oder leblos sind, müsse eben so unschuldig sein, als das Gebet vor verschiedenen Altären. Oder geschieht Dir, trautes Herz, etwa ein Abbruch, wenn ich sage: sieh, wie schön ist diese oder jene Dame! Ihre Tracht, ihre Haltung, ihre Neigung des schönen Hauptes gibt mir Gelegenheit zum Entwurf einer angenehmen Skizze,

aus der in Zukunft ein bedeutendes Bild entstehen kann. Und nicht anders, ich versichere Dich, nicht anders ist mein Wohlgefallen am Schönen! Wirst Du mir nun glauben?"

Teresella sah dem Maler lange ernst in die Augen. Nach einiger Zeit milderte sich die gebietende Strenge ihrer stolzen Gesichtszüge, ein Seufzer entschlüpfte dem schwellenden frischen Munde und die Hand des jungen Mannes ergreifend, sagte sie:

„Lodovico, mein Freund, ich will eine gutmüthige Thörin sein und Deinen Worten glauben, verhehlen aber kann ich Dir nicht, daß mich das wunderliche Bedürfniß Deiner Neigung noch oft sehr sehr unglücklich machen wird."

Und Teresella senkte ihr Haupt und verhüllte sich mit dem Zipfel ihres Kopftuches das Gesicht, um ein paar hervorrollende Thränen zu verbergen.

„O, o, nicht doch, Leben meiner Seele!" sagte Lodovico zärtlich. „Sei fröhlich und guten Muths und vertraue meiner Liebe. Wenn ich Dich je wirklich beleidige, sollst Du das Recht haben, mich mit der silbernen Nadel,

die im Glanz Deiner schwarzen Flechten wie ein Lichtfunke zittert, zu durchbohren, und ich verspreche Dir, mich nicht vertheidigen zu wollen, noch zu zittern!"

„Lodovico es gilt!" rief heftig das Mädchen von Albano, sich rasch aufrichtend und mit einem wunderbaren Blick voll Liebesgluth und Racheluſt den Geliebten überflammend. „Ich werde Dich tödten, wenn Du mir untreu wirst, ich selbst mit eigener Hand — und dann" setzte sie erbebend hinzu — „auf einsamen Campagnahügel unter Trümmern der Vergangenheit sterben!"

Lodovico war gerührt von der gewaltigen Leidenschaft dieses Mädchens, küßte ihr die Thränen von den schönen zarten Wimpern und nöthigte sie dann mit schmeichelnder Gewalt, sein bald vollendetes Bild zu betrachten.

„Meinst Du, daß ich den Charakter der Gegend getroffen habe?" fragte er die kluge Beschauerin. „Es ist nicht leicht für uns Nordländer, diese sonnigen Gluthen mit kühlen Farben wiederzugeben, dieses Ineinanderspielen von Rosenlicht und Veilchenschatten, dies letzte

Aufflammen purpurnen Feuers und daraus sich entwickelnden silbernen Rauches naturgetreu auf die Leinwand zu zaubern. Wenn da nicht ein unsichtbarer Genius oder die Begeisterung der Liebe unsern Pinsel führt, quälen und mühen wir uns umsonst, und malen eben nur mit Farbe und Oel, nicht mit Geist und Flammen."

„Dir haben aber Geist und Flammen auf der Spitze Deines Pinsels geleuchtet, mein Freund," erwiederte Teresella. „Ich fühle bei Betrachtung Deines Bildes den belebenden Strahl meiner vaterländischen Sonne."

„Nun damit diese Sonne ewig leuchten und meiner kleinen Schöpfung dauerndes Leben geben möge, beuge jetzt Dein liebes Köpfchen etwas mehr links, wende Dein beglückendes Auge mir zu, laß die Sanftmuth und Liebe Deines Herzens auf Mund und Wange spielen und Dich so in vollster Schönheit Deines Wesens im Vordergrund als demüthige Tochter des Gebirges von dem alternden Priester hier segnen."

Teresella lächelte, nahm leicht und graziös die gewünschte Stellung ein, ihren sanftesten und wärmsten Blick bald auf den geliebten Maler bald auf das Bild richtend, und bewunderte mit unverkennbarem Entzücken die Kunstfertigkeit des Geliebten, dessen schaffender Pinsel in kurzer Zeit die Umrisse ihrer ganzen Gestalt und namentlich die charakteristischen Züge ihres Gesichts mit sicherer Hand auf der Leinwand vollendete. Geraume Zeit sprachen die versöhnten Liebenden nur durch schnell gewechselte Blicke mit einander, als aber Lodovico den Kopf seines Mädchens auf dem Gemälde für gelungen halten durfte, legte er den Pinsel weg, erlaubte dem schönen Modell, eine ungezwungenere Stellung anzunehmen, und begann, einige neue Farben aufsetzend, folgendes kurze Zwiegespräch.

„Was meinst Du, Teresella, wird Tommaso Dir nicht mehr nachstellen?"

„Gewiß nicht."

„Aber man sagt doch, ein ächter Römer vergebe nie."

„Pah, man sagt so."

„Du hast also nichts zu fürchten?“

„Sei ohne Sorge, mein Freund. Tommaso kann Lust zur Rache verspüren, ausüben wird er sie nie.“

„Ist er feig?“

„O, feig! Du vergißt, Lodovico, daß er mein Freund war, ehe Du mich bezaubertest.“

„Nun dann, mein Herz, sehe ich wirklich keinen Grund, weshalb Tommaso eine Ausnahme unter seinen Landsleuten machen sollte.“

„Du hast vergessen, daß er einem Priester die Hand küßte.“

„Beim Teufel, das ist wahr! Und jener Priester gab mir seine Adresse . . . Er wollte für mich sorgen, sagte er, wenn ich ihm Vertrauen schenken könnte! — Was meinst Du, Teresella? Mache ich Gebrauch von seinem liebreichen Anerbieten?“

Eine leichte Wolke glitt über des Mädchens Stirne. Sie schlug die Augen nieder und versank in tiefes Nachdenken.

„Nun,“ sagte Lodovico. „Du schweigst? Hast Du Argwohn?“

„Nein,“ versetzte Teresella. „Tommaso hat zwar den Priester gesprochen, indeß, er war ja ein Landsmann von Dir.“

„Das meine ich eben auch und so denke ich, ich mache mich je eher je lieber zu ihm auf den Weg. Dem Glück kann man nicht schnell genug einen Handschlag geben, es ist so veränderlich, wie's Frühlingswetter bei mir im Schwarzwalde.“

Zu diesem Entschluß gekommen, schob der Maler die Staffelei bei Seite, kehrte das Bild um, damit es vor jeglicher Bestäubung gesichert bleibe, legte Pinsel und Palette weg, warf seinen Malerkittel ab und machte vor einem kleinen, nicht sehr reinlich gehaltenen Spiegel schnell Toilette.

„Du begleitest mich doch?“ fragte er, seinen spitzen Hut schief auf das volle blonde Haar drückend und den leichten bequemen weiten Sammetrock anziehend.

„Bis zur Piazza di Colonna, wenn Dein Weg Dich über den Corso führt.“

„Ja gewiß. Mein unbekannter Freund wohnt auf dem Capitol, mithin wird es am

besten sein, den Corso langsam hinaufzuschlendern. Bist Du bereit?"

„Zu Befehl, gnädiger Herr," sagte Teressella lächelnd und hüpfte vor ihm her die schmale steinerne Treppe hinab, behend und leicht wie eine Gazelle.

Lodovico folgte ihr mit großen Sprüngen, reichte ihr im Flur den Arm und schlug sorglos mit ihr plaudernd den Weg nach Capo le case ein.

Siebentes Kapitel.

Emanuel und Lodovico.

Im Convent der Franziskaner auf dem Capitol hatte Emanuel seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Es war ihm gar sonderbar zu Muthe, daß er sich wieder in der ewigen Stadt wußte und noch dazu als Abgesandter eines Fürsten der Kirche, der Depeschen von höchster Wichtigkeit den lenkenden Obern zu überbringen hatte.

Emanuel war ein guter, frommer Mann, der Niemand Leides zufügte; was Unreines, Böses sich in ihm angesammelt hatte, das war Frucht seiner geistigen Erziehung. Er selbst fühlte nichts davon, denn er hielt selbst das Schlechte, das er that, für ein Verdienst. Blindes Werkzeug seiner Vorgesetzten würde er nicht einen Augenblick gezaudert haben, vor-

kommenden Falles seinen eigenen Vater zu verrathen.

Obwohl nun in gewisser Hinsicht eigentlich beschränkten Geistes, lag in Emanuel doch eine Anlage zu spürender Schlauheit, die durch seine jesuitische Erziehung entwickelt werden mußte. Vermöge dieser Schlauheit machte er sich dem Orden fast unentbehrlich, denn mit ihr zugleich verband sich eine Art Instinct, die wie der Jagdhund die Spur eines Wildes mit wunderbarem Tact immer die Bedeutsamkeit irgend einer ihm begegnenden Persönlichkeit für die Zwecke des Ordens, die ihm heilig waren, herauswitterte. So war es ihm mit dem Maler gegangen. So wenig er den jungen Mann kannte, so fest überzeugt war er doch, daß man sich seiner vortrefflich würde bedienen können, um irgend etwas Bedeutendes durch seine Vermittelung zum Abschluß zu bringen. Wie dies einzuleiten sein möchte, darüber hatte er noch keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Nur fesseln, nur wiedersehen wollte er den jungen verliebten mittellosen Mann, und um dieses zu bewerkstelligen, gab er ihm seine Adresse.

Er rechnete auf die Neugier des Unerfahrenen und hoffte, bevor der ihm Verpflichtete an einen Besuch würde denken können, mit sich selbst im Reinen zu sein.

Gehorsam jeder Vorschrift hatte der Emissär einen freundlichen Brief an den Mann geschrieben, der ihm Aufschlüsse und nähere Mittheilungen über die Schicksale und Verhältnisse des Abenteurers machen konnte, welcher den Namen Sembronowski führte und ohne Zweifel zu dieser weit verzweigten, durch Grundbesitz, Vermögen und Unterthanen mächtigen Familie gehörte. Als dies für ihn wichtigste Geschäft beendigt und der Brief zu schneller Beförderung abgegeben war, dachte er wieder mit Behagen seines Abenteuers und des jungen Deutschen, für den er etwas zu thun entschlossen war. Recht zu gelegener Zeit fand sich Lodovico bei ihm ein. Herzlich wie einen alten Bekannten empfing ihn Emanuel, obwohl er noch zu keinem festen Entschlusse gekommen war. Von einem Gespräch, in das er den jungen Mann zu verwickeln gedachte, hoffte er Alles.

„Sie verzeihen, verehrter Herr," redete ihn Lodovico an, „wenn ich von Ihrer freundlichen Einladung unschicklich schnell Gebrauch mache. Allein mein Herz drängte mich, Ihnen heut, wo ich unbefangener bin und wo ich mich ungestört, von Niemand belauscht, mit Ihnen unterhalten kann, für den großen mir geleisteten Dienst nochmals von ganzer Seele zu danken."

Damit schüttelte der Maler dem Emissär nach gutem deutschen Brauch die Hand und sah ihm offen und fröhlichen Muthes in die kühlen leidenschaftslosen Augen.

Emanuel war leutselig und gesprächig. Er erzählte dem Maler von Deutschland, da dieser eifrig nach dem Vaterlande fragte. Auch der großen religiösen Bewegungen, die es seit einigen Monaten erschütterten, gedachte er. Lodovico wußte nur Oberflächliches davon, denn das Wenige, was politische Zeitungen bis Rom verschleppt hatten, war nicht der Beachtung werth, und außerdem fehlte es dem jungen Manne an Zeit und Sinn, um so unbedeutenden Wirren, die noch dazu mit der Kunst nichts zu schaffen hatten, seine Aufmerksamkeit

zu schenken. Dergleichen Verlegenheiten auszugleichen war Sache der Kirche und er hatte noch keinen Augenblick gezweifelt, daß ihr, der zehnmal Größeres so oft gelungen war, auch dies ein Leichtes sein werde.

Die Schilderung Emanuels brachte ihm nun freilich eine andere Meinung bei. Er fühlte, daß die ersten krampfhaften Zuckungen einer neuen kirchlichen Umwälzung sein fernes Vaterland erschütterten, daß Kräfte jenseits der Alpen in Bewegung gesetzt würden, von denen man in Rom keine Ahnung hatte, an die man vielleicht gar nicht glaubte. Lodovico war guter, sogar eifriger Katholik, und die ganz unerwarteten Aufschlüsse, die er so plötzlich erhielt, interessirten ihn außerordentlich.

„Aber wie ist es möglich," sagte er aufgeregt, „daß der heilige Vater von dem Allen nichts weiß! Durch solche Schritte müssen ja die Grundfesten der Kirche Christi erschüttert werden!"

Emanuel lächelte.

„Der Clerus, junger Freund, war längst davon unterrichtet," erwiederte er, „nur die

Laien erfuhren nichts, weil es ihnen nichts nützen kann."

„Und was wird Seine Heiligkeit thun?"

„Nichts."

„Nichts? Ei mein Gott, das heißt ja dem Strome der abscheulichsten Ketzerei Bahn brechen!"

„Vielleicht auch, ihn schadlos ableiten."

„Die Kirche wird also gar nichts thun? Nicht den Bannstrahl auf die Ketzer schleudern?"

„Die Kirche handelt immer, aber still und besonnen. Je lauter ihre Gegner toben, desto schweigsamer trifft sie ihre Maßregeln."

„Sie glauben also nicht, daß diese neue ketzerische Bewegung nachhaltige Folgen haben wird?"

„Gewiß werden die Sectirer eine gute Weile ihr unsauberes Wesen treiben. Man wird sie scheinbar gewähren lassen, indem man sie ignorirt. Unsichtbar überwacht man jeden ihrer Schritte und, glauben Sie mir, leitet sie so, daß sie an sich selbst zu Grunde gehen müssen. Nie hatte die Kirche in ihren erbittertsten Feinden treuere Freunde, als diese

Sectirer es ihr werden müssen. Sie sollen den Protestantismus ruiniren!"

Lodovico sah den Emissär groß an, dieser aber zeigte eine so zuversichtliche Stirn, eine so fanatische Begeisterung, daß jedes Wort des Zweifels auf seiner Zunge erstickt wurde und er selbst dieser Zuversicht hoffnungsvoll sich hingab. Es trat eine Pause ein. Emanuel fühlte die Nothwendigkeit, das durch ihn abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Des Malers Lage gab ihm die erwünschteste Gelegenheit dazu.

„Mein lieber junger Freund," sagte er, „ich erbot mich gestern Ihnen wo möglich irgend einen Rath zu geben, der Ihnen für die Zukunft nützlich werden könnte. Zeit und Verhältnisse lehren mich, damit nicht zu zaudern, da wahrscheinlich mein diesmaliger Aufenthalt in Rom nur von sehr kurzer Dauer sein wird. Da ist mir nun ein Gedanke gekommen, den ich wenigstens nicht zurückhalten will, obwohl es möglich wäre, daß er Ihnen nicht gefiele. Künstler sind, ich weiß es, in der Regel stolz,

und wer diesem Stolz entgegentritt, den hassen sie. Nicht wahr, mein Freund?"

„Mich dünkt, verehrter Herr, Künstlerstolz könne höchstens unter Künstlern Feindschaft erzeugen, der übrigen nichtkünstlerischen Welt gegenüber —"

„Gut, gut, ich weiß, was Sie sagen wollen," unterbrach ihn Emanuel. „Sehen wir denn, ob die aufgestellte Behauptung stichhaltig ist! — Sie beklagten sich gestern, daß Sie mittellos seien und Ihrer Kunst nicht so, wie Sie es wünschten, huldigen könnten. Haben Sie Hoffnung, daß sich bald günstigere Aussichten für Sie öffnen werden?"

„Obschon ich gläubig bin, zweifle ich doch, daß Gott einem armen unbedeutenden Maler zu Liebe ein Wunder thun wird."

„So hören Sie meinen Vorschlag. — Ein vornehmer reicher Mann ist im Besitz einiger Gemälde alter Meister, die von Feuchtigkeit oder andern Zufälligkeiten gelitten haben und zum Theil ganz unscheinbar geworden sind. Er sucht einen geschickten Künstler, der sich der mühsamen Arbeit unterzöge, diese Kunst-

werke wieder herzustellen. Ein ansehnliches Honorar für solche Mühe würde nicht verweigert werden, eine Verbindung von Wichtigkeit, ein Verkehr mit den reichsten und einflußreichsten Geschlechtern Roms wäre dadurch eingeleitet und Bestellungen selbstständiger Schöpfungen mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen. Würden Sie wohl den Muth haben, einige Wochen oder Monate so untergeordneter Thätigkeit zu widmen? Einer Thätigkeit, die keinerlei Namen, nicht einen Schatten von Ruhm bringt?"

Lodovico schlug schweigend die Augen nieder. War es ihm doch, als klänge ein sonderbarer Hohn in der Stimme des Emissärs, als hörte er die Absicht heraus, ihn demüthigen, ja kränken zu wollen. Das Blut des jungen Mannes schoß ungestüm nach seinem Herzen.

„Ein Wort von mir würde genügen, Ihnen Zutritt bei diesem Mäcen aller Künstler zu verschaffen," fuhr Emanuel fort, „nur müßte ich um baldige Entschließung bitten."

Der Maler bekämpfte seine Aufregung und stammelte dankend eine Zusage.

„Ach, lieber Freund,“ erwiederte der Emissär, „das klingt, als zwänge man Sie dazu. Nein, Bester, Sie müssen es gern, aus freier froher Entschließung thun oder ich bin genöthigt, einen andern Künstler für das allerdings schwierige Geschäft zu suchen.“

„Die Uerraschung ...“ stotterte Lodovico.

„Nicht doch, junger Mann,“ fiel ihm der Emissär in's Wort. „Ich kann recht wohl unterscheiden zwischen Ueberraschung und beleidigtem Künstlerstolz — Sie sind beleidigt, weil Sie Ihr Talent erniedrigt sehen durch mein Anerbieten; weil Sie auf einige Zeit eine Art Handlanger, mindestens ein blos untergeordneter Handwerker, ja wenn Sie wollen, ein Fleckenreiniger werden sollen. — Ich kann Ihnen dies nicht übel nehmen, dennoch aber muß ich darauf bestehen, daß Sie den kleinsten Ableger Ihres Künstlerstolzes mit der Wurzel in sich ausreißen, oder ich darf Sie meinem hohen Gönner gar nicht empfehlen.“

„Aber mein Gott, es wird doch erlaubt sein —“

„Nein, es ist nicht erlaubt, mein Herr! — Ihr Gefühl darf sich nicht empören, sich nicht regen!“

„Ja warum denn nicht? Es ist so natürlich!“

„Warum? — Weil Sie nicht nachschaffen im Sinne des Meisters, wenn Sie mit Unmuth und stummer Verachtung an's Werk gehen, sondern blos stümpern. Mein Gönner aber will, daß Sie Meisterwerke mit dem Pinsel eines Meisters restauriren. — Begreifen Sie dies?“

Lodovico ward durch diese Wendung nicht wenig geschmeichelt. Wenn man von ihm erwartete, daß er Meisterwerke meisterhaft würde herstellen können, mußte man ihn doch für einen mindestens angehenden Meister halten. Seine Zuversicht, sein künstlerisches Bewußtsein kehrten ihm zurück. Vollkommen gefaßt stand er dem Priester wieder gegenüber.

„Ich fühle mich beschämt, verehrter Herr,“ sagte er, „und muß Ihnen vollkommen Recht geben. Verzeihen Sie meiner Schwäche, und

haben Sie die Güte, mir Ihre freundschaftliche Protection nicht zu entziehen."

„Schon gut, junger Freund. Wenn Sie Ihr Unrecht einsehen, sind wir, hoffe ich, so gut wie einig."

„Ich erkläre mich auf das Bestimmteste bereit, unter allen Bedingungen Ihren Weisungen nachzukommen, übernehme mit wahrer Freude den mir angetragenen Auftrag und möchte jetzt nur noch bitten, mir den Namen des hohen Kunstfreundes zu nennen."

„Später, mein Freund, für heut nur Ihre Zusage und einen biedern deutschen Handschlag."

Lodovico zögerte nicht. Als er seine Hand in die des Emissärs legte, klopfte es, ein Franziskaner trat ein und überreichte ihm ein Billet.

„Sie erlauben," sagte Emanuel zu dem Maler, trat an's Fenster und brach das Siegel.

Das Schreiben war von dem geheimen Secretär Ghiberti und enthielt weiter nichts, als in kurzen höflichen Worten den Befehl,

ihn unmittelbar nach Empfang desselben zu besuchen.

„Sie entschuldigen, lieber Freund und Landsmann," wandte sich der Emissär freundlich wieder zu dem Maler, „wenn ich unhöflich Ihren Besuch abkürze. Sie wissen, Befehle sind für uns Ordensgeistliche gleich göttlichen Winken. Man muß ihnen gehorchen und dankbar dafür sein. Auf Wiedersehen, mein Freund!"

Beide verließen zugleich den Convent der Franziskaner. Auf dem freien Platze des Capitols trennten sie sich. Der Maler schlug den Weg nach dem Forum ein, Emanuel stieg langsam die breite Treppe des Capitols hinab, wanderte nach der Straße d' Ara celi und ging langsam nach dem Profeßhause der Jesuiten.

Achtes Kapitel.

Die Unterredung auf der Villa.

Emanuel fand Ghiberti in seinem Kabinet schreibend. Der einflußreiche Mann begrüßte ihn mit der ihm eigenen Freundlichkeit, hinter welcher sich jedoch ein heimlich lauernder Blick behutsam versteckte.

„Sie haben befohlen, Hochwürden?“ sagte der Emissär, den Sitz einnehmend, welchen der Secretär ihm anbot.

„Ich freue mich, Sie in so kurzer Zeit bei mir zu sehen, lieber Emanuel, und werde mich Ihres Eifers bei Gelegenheit zu erinnern wissen. Da Sie so pünktlich sind, darf ich wohl kaum fragen: ob Sie an Ihren Correspondenten in Bern geschrieben haben?“

„Es ist noch vor Mitternacht geschehen. Mit dem sardinischen Courier ist mein Brief heut früh um drei Uhr nach der Schweiz abgegangen.“

„Wenn ich Ihnen deshalb meinen Dank auszusprechen habe,“ versetzte Ghiberti, „so muß ich Ihnen doch zugleich auch meine Unzufriedenheit zu erkennen geben wegen einer Unterlassungssünde, die zwar nicht aus böser Absicht, wie ich weiß, Ihrer besseren Einsicht sich bemächtigt hat, sondern aus allzugroßer Uebereilung.“

„Mein Gott, wäre es möglich!“

„Es ist möglich, Emanuel. — Sie haben mir bei unserer gestrigen Unterredung nicht gesagt, daß Sie mit einem Ihrer Landsleute zusammengetroffen sind und diesem das Leben gerettet haben.“

„In der That, Hochwürden,“ stammelte der Emissär.

„Ich verzeihe Ihnen, lieber Sohn,“ fuhr Ghiberti gelassen fort. „Sie wissen, daß ich unterrichtet bin; von Ihnen wünsche ich jetzt

nur zu erfahren, ob Sie den Namen des Malers kennen, der Ihnen verpflichtet ist?“

Emanuel schwieg verlegen. Ghiberti lächelte mit überlegner Klugheit.

„Sie waren sehr eilig, Ihrem Landsmanne zu helfen, habe ich mir erzählen lassen,“ fuhr der Secretär fort, „und über dieser Eile vergaßen Sie ihn zu examiniren. Das ist natürlich. — Wo das Herz spricht, schweigt der Verstand.“

Tief gebeugt flüsterte Emanuel: „Vergebung! Geduld!“

„Ein anderer, besonnenerer Mann hat Ihren Fehler wieder gut gemacht,“ sagte Ghiberti. „Ich weiß, woher Ihr Schützling stammt, wie er heißt, wer und was er ist und wie es ihm ergeht. Aber seine Wohnung wissen Sie doch?“

„Der junge Mann hat mich in diesem Augenblicke verlassen mit der Bitte, mich in seine bescheidene Wohnung zu verfügen.“

„Also Sembronowski war bei Ihnen? Das ist gut.“

„Sembronowski?“

„Ja. Lodovico Sembronowski. Sie werden bemerken, daß uns dieser junge Mann zu Anknüpfungen von größter Wichtigkeit behülflich sein kann. — Erzählen Sie mir jetzt, was Sie mit dem Maler gesprochen, was Sie ihm zugesagt haben.“

Emanuel legte die vollständigste Beichte vor seinem Vorgesetzten ab, der ruhig und aufmerksam zuhörte.

„Dachten Sie an eine bestimmte Person bei dem Anerbieten, das Sie dem jungen Manne machten?“ fragte Ghiberti, „oder nannten Sie vielleicht gar einen Namen?“

„Fürst Cesare schwebte mir vor. Er ist ein edler Beschützer der Künste und besitzt, wie ich weiß, eine sehr große Menge alter Gemälde, die er von verschiedenen geschickten Künstlern restauriren läßt. Bei seinem außerordentlichen Eigensinn hält leider kein selbstständiger Mann lange aus, und so will das Wiederherstellen seiner Kunstschätze kein Ende nehmen. Lodovico hat mir nun zwar zugesagt, doch kennt er seinen künftigen Mäcen noch nicht.“

„Um so besser! Dann ließe sich ein Plan ausführen, der uns schnell zum Ziele bringen könnte. — Wann haben Sie Ihrem Landsmanne versprochen, ihn dem Fürsten vorzustellen?“

„Darüber ist zwischen uns noch nichts ausgemacht worden.“

„Warten Sie.“ — Ghiberti nahm einen Bogen Papier und schrieb in französischer Sprache ein Billet, dessen Inhalt dem Emissär verborgen blieb. Als er es couvertirt, gesiegelt und adressirt hatte, reichte er es Emanuel, indem er sagte:

„Sie werden das Billet noch heute an den Maler Sembronowski gelangen lassen, doch ohne, daß er erfährt, von wem es kommt. Uebrigens bekümmern Sie sich von dieser Minute an nicht im Geringsten mehr um Ihren Landsmann. Sie werden ihn nicht wiedersehen, vielleicht in Ihrem ganzen Leben nicht. Sorgen Sie sich deshalb nicht. Was Sie ihm zugesagt haben, soll ihm im reichsten Maße gewährt werden. Beträgt er sich nach Wunsch, so kann er mehr erhalten, als er sich

in seinen kühnsten Wünschen je träumen ließ. Sie selbst werden heut oder morgen Rom verlassen und nach Deutschland zurückkehren. Sollte ein Brief von Bern an Sie einlaufen, so werde ich mich mit dem Inhalte desselben bekannt machen und je nachdem es nöthig ist, Ihnen Verhaltungsbefehle deshalb nachsenden. Ihre Reise muß sehr schnell, wo möglich in fünf Tagen beendigt sein. Gönnen Sie sich keine Ruhe, bis Sie die deutsche Grenze überschritten haben. Sind Sie dann zu erschöpft, so autorisire ich Sie, die nach Posen und Galizien zu befördernden Depeschen erprobten Ordensbrüdern zu weiterer Besorgung zu übergeben. Sind Sie bereit?"

„Ich gehorche, Hochwürden."

„Sie empfangen fünf Briefe, wovon der erste an den Bischof von heut an gerechnet in acht Tagen abgeliefert sein muß."

„Es soll geschehen, wenn nicht die mächtigere Hand Gottes früher über mich verfügt."

„Die Nachrichten Kretowski's haben eine ernste Berathung zur Folge gehabt," fuhr Ghiberti fort. „Seine Heiligkeit ist ebenfalls

davon in Kenntniß gesetzt worden. Allem Anschein nach wird sich die Kirche unmittelbar dabei betheiligen, da es Beruf und Pflicht für sie ist, dem Geiste des Ungehorsams und der Afterbildung energisch entgegenzutreten. Der Zufall oder, wenn Sie wollen, die Vorsehung, hat uns wider alles Erwarten einen Weg angedeutet, der unverweilt eingeschlagen werden muß. Baldiger, vollständiger Sieg in kirchlichen und weltlichen Angelegenheiten ist uns gewiß, wenn alle Kräfte vereint zusammenwirken und wir nicht zu zaghaft sind in der Wahl der Mittel, die vielleicht Nothwendigkeit und Politik erheischen. — Jetzt gehen Sie und ordnen Alles zur Abreise. Ihre Instructionen werden Sie binnen einer Stunde versiegelt zugeschickt erhalten. Der heilige Vater, der Ihren Eifer für die Verbreitung der Kirche Christi auf Erden zu schätzen weiß, ertheilt Ihnen den apostolischen Segen. Leben Sie wohl."

„Der Wille des Herrn und seines Stellvertreters auf Erden geschehe!" sagte Emanuel,

verabschiedete sich und eilte zurück in seine stille Zelle auf dem Capitol. —

Zwei Stunden später brachte die Wirthstochter, ein allerliebster Schwarzkopf, dem es auf ein paar hundert Worte mehr oder weniger im Laufe des Tages nicht ankam, dem deutschen Maler einen Brief. Lodovico wollte grade ausgehen, auf dem Monte Pincio ein paar Freunde treffen und mit diesen die berühmte Facchinokneipe besuchen, ein Sammelplatz vieler Künstler und zahlloser römischer Kleinbürger, die sich hier allabendlich mit ihren Weibern und Töchtern bei Wein und Brod gütlich thaten. Der Lärm in dieser trotz ihrer Unsauberkeit sehr besuchten Osteria war entsetzlich. Grade dieser Spektakel zog aber die Künstler an, die unter dem ab- und zuströmenden Volksgetümmel die köstlichsten Studien, namentlich in Bezug auf charakteristisch geformte Köpfe und stark ausgearbeitete national römische Physiognomieen machen konnten.

Der Brief war unterschrieben: Monsignore Camuccini und enthielt in den höflichsten Ausdrücken eine Einladung auf die Villa

Spada, um daselbst einige Gemälde in Augenschein zu nehmen und sein Urtheil darüber abzugeben.

Lodovico war hocherfreut. In seiner überglücklichen Laune wollte er der geschwätzigen Ueberbringerin, deren Worten er diesmal gar keine Aufmerksamkeit schenkte, einen Kuß rauben, was ihm jedoch eine recht kräftige Ohrfeige von dem hübschen spröden Kinde eintrug.

Stand nun schon nichts von Emanuel in dem Briefe des höflichen Monsignore, so konnte unser Freund doch aus der ganzen Einkleidung errathen, daß dieser gefällige Mann die Hand im Spiele gehabt und den jedenfalls einflußreichen vornehmen Herrn zu dieser verbindlichen Einladung bewogen hatte. Die Einladung selbst lautete auf den kommenden Tag und zwar gerade auf die Mittagsstunde, was Lodovico zu der Vermuthung Anlaß gab, man werde ihm nicht blos geistige, sondern auch leibliche Speise verabreichen. —

Villa Spada liegt auf dem palatinischen Hügel und nimmt mit ihren lieblichen Gartenanlagen einen ansehnlichen Theil der ungeheuern

Trümmersaat ein, die noch übrig ist von den prachtvollen Palästen der römischen Cäsaren. Aus ihren Cypressengängen und dunkeln Lorbeerhecken eröffnet sich dem überraschten Auge eine der reichsten und malerischsten Aussichten über Stadt und Umgegend. Das rauschende Rohrfeld des gänzlich verwüsteten Circus Maximus, drüber der Aventin mit seinen Kirchen und antiken Mauerresten, weiter links die massenhaften rothbraunen gigantisch zerrissenen Wände der prachtvollen Thermen des Caracalla, allein schon einer untergegangenen Stadt zu vergleichen, dann in der Ferne unweit des matt glänzenden Tiberstromes die graue Pyramide des Cestius, umrauscht von den Cypressen auf dem Gottesacker der Protestanten, und dahinter endlich verfließend in goldblauem Sonnendunst die aus ihrer Asche wieder erstehende Basilika des heiligen Paulus. Ein einziger Blick genügt, dem Beschauenden alle diese ungeheuern Gegenstände auf einmal in seinen Gesichtskreis zu rücken und dadurch seine Seele mit den größten Erinnerungen zu erfüllen.

Lodovico kannte die Villa von früher her, da sie von Künstlern ihrer reizenden Lage wegen häufig besucht wird. Die Säle der Gebäude jedoch hatte er in Folge künstlerischer Sorglosigkeit, die ihm in hohem Grade eigen war, nicht betreten. Diese waren ihm also völlig unbekannt und er freute sich deshalb, daß er sie nunmehr wahrscheinlich recht genau sollte kennen lernen.

Zu festgesetzter Zeit zog er die Schelle am Eingangsthor der Villa. Der Custode empfing ihn höflich und führte ihn nach einem heitern Gartenhause, wo unsern Freund sogleich eine wohlthuende Kunstatmosphäre umwehte. Mythologische Gemälde von hohem Werth, in der graziösen, zarten und sinnigen Manier Raphaels ausgeführt, fesselten seine Aufmerksamkeit und machten ihm die Entfernung des Führers sehr angenehm, der sich unter vielen Entschuldigungen zurückzog. Sein künstlerisches Auge wurde bald so ganz von den anmuthigen Gebilden gefesselt, daß er sich selbst und den Zweck seines Kommens vergaß und nur noch in der schönen heitern Kunstwelt, die sich vor

ihm aufthat, lebte. Ein leiser Schlag auf seine Schulter störte ihn in Genuß und Betrachtung, und eine sonore wohlwollende Stimme sagte in der Sprache seines Geburtslandes zu ihm:

„Finden Sie diese Gemälde künstlerischer Beachtung werth, junger Freund?“

Lodovico vergaß auf diese Frage zu antworten, da er bei rascher Wendung einen ganz schwarz gekleideten offenbar sehr vornehmen Mann neben sich stehen sah, der ihn mit seinen scharfen schwarzen Augen theilnehmend zu betrachten schien.

„Verzeihung, gnädigster Herr,“ stammelte der Maler, geschwind seinen sehr unförmlich gewordenen Hut von grauem Filz abziehend. „Ich glaubte allein zu sein.“

„Bitte, mein Freund, bedecken Sie sich,“ erwiederte verbindlich der Fremde. „Es ist immer etwas feucht in diesen Sälen und heut finde ich sogar, daß ein scharfer Luftzug sie kältend durchweht. Wir haben Tramontana, Nordwind, wie ja wohl Ihre Landsleute sagen.“

„Waren Sie in Deutschland, gnädigster Herr?“ fragte Lodovico, der an der Art der Aussprache erkannte, daß er einen gebornen Italiener vor sich habe.

„Vor vielen vielen Jahren.“

„Aber Sie sprechen bewunderungswürdig gut und rein unsere für Romanen so schwere Sprache!“

„Das macht, weil sie mir von Jugend an geläufig war,“ sagte lächelnd der Fremde. „Ich lernte sie so zu sagen mit der Muttermilch von meiner Amme, die eine Deutsche war, und so gewann ich diese tiefsinnige und reiche Sprache so lieb, daß ich mich in spätern Jahren stets eifrig damit beschäftigte, in ihr las und schrieb, so oft ich Gelegenheit dazu finden konnte, und endlich gar Deutschland, das Land des gutmüthigen treuen Geschöpfes besuchte, das mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit an mir hing.“

„Auf diese Weise sind wir ja beinahe Landsleute,“ bemerkte Lodovico lächelnd.

„Ja beinahe, und diese Quasilandsmannschaft hat wirklich etwas zu unserer, ich hoffe,

recht lang dauernden Bekanntschaft beigetragen. Ich habe eine Vorliebe für alle Deutschen, namentlich für deutsche Künstler und Gelehrte. Sie erfassen ihren Gegenstand immer tief, mit voller, ruhiger Seele, anfangs betrachtend und erst späterhin sich daran begeisternd, bis sie denn zuletzt sich gleichsam ganz mit ihm verschmelzen und ihr eigenes heißes Seelenleben in ihn übergehen lassen. Darum das Tiefheilige, das Inbrünstigandachtsvolle, das Ruhigselige in ihren besten Kunst- und Dichterwerken!"

Lodovico war überrascht, erstaunt, entzückt. So hatte er noch keinen Römer über sein Volk, über die Verdienste seiner größten Genien sprechen hören. Er fühlte, wie sein Herz in vollen bangen Schlägen diesem unbekannten Manne entgegenschlug, der nicht nur ein ausgezeichneter Geist, der zugleich auch ein höchst edler, der Freundschaft werther Mensch sein mußte. Er wagte nicht, den sanften Redefluß des Römers zu unterbrechen. Lauschend, mit feuchtem, vom Strahl heiliger Begeisterung warm durchleuchtetem Auge stand er vor ihm und horchte auf die Worte des Fremden, wie

man auf das melodische Rauschen einer fernen Musik horcht, deren gedämpfte Accorde der weiche Zephyr durch duftige Orangengruppen und lispelnde Pinienkronen weht.

Der vornehme Römer schien den Eindruck, den seine Rede auf den jungen Mann machte, gar nicht zu bemerken. Als spreche er eine allbekannte, von Niemand bestrittene Wahrheit aus, fuhr er fort:

„Diesen Eindruck haben mir stets die unnachahmlichen rührenden Gemälde aus der altdeutschen Schule gemacht, an der beschränkte Köpfe und namentlich meine Landsleute gern so viel tadeln und meistern. Mein Gott, was kümmert mich bei diesen Gemälden, die nur Herz, Seele, Gemüth sind und sein wollen, die unvollendete Körperform! Was kann es mir schaden, ob ich dort eine Hand zu knöchern, hier einen Arm zu lang, da ein Bein zu dünn finde! Nicht jene Hand, nicht dieser Arm und dieses Bein macht das Gemälde und den Werth desselben, sondern der Gesichtsausdruck, Mund und Auge dieser von Glaubensfülle umrauschten Figuren. Ich erinnere mich noch schwach eines

Gemäldes von solch einem deutschen Meister — seinen Namen habe ich nie erfahren — das ich in Augsburg, der stillen ehrwürdigen alten Reichsstadt sah. Man nannte es mir „das Spiel der Engel.“ Möglich, daß ein Mann, der blos Künstler ist, nie solchen Gegenstand sich wählen würde, ein Künstler aber, der durch und durch gläubiger Christ war, mußte auf ihn fallen und sich die Darstellung desselben zu einer Art Gottesdienst machen. Kennen Sie das Gemälde?“

„Nein. Ich war nie in Augsburg.“

„Versäumen Sie nicht, es aufmerksam, mit den Augen ihres Geistes, mit jedem Nerv Ihres Herzens zu betrachten, wenn Sie einmal in jene Stadt kommen. Ich will es Ihnen kurz beschreiben. Das Gemälde stellt ein in einsamer Wiege schlummerndes Kind dar, das im Traume lächelt. Dies Lächeln auf dem blühenden Kindergesicht ist reizend. Ich habe Frauen, gerührt von diesem Lächeln, Thränen an jenem Bilde vergießen sehen. Ueber der Wiege nun öffnet sich die Decke des Zimmers, der Himmel glänzt in goldumstrahlter Glorie

herein und in bunter Schaar steigt das Chor der Engel mit Palmen und Blumen geschmückt herab, um mit dem schlummernden Kinde zu scherzen und zu spielen, und beglückt über dies beseligende Spiel mit den seligen Bewohnern des Himmels lächelt das Kind im Schlummer. Finden Sie diesen Gedanken nicht rührend?"

„Außerordentlich," sagte Lodovico. „Dennoch muß ich Ihren Landsleuten, Monsignore, Recht geben, daß mehr das Herz als die Kunst damit zu thun hat."

„Es mag sein, nichts destoweniger erfreue ich mich noch jetzt in der Erinnerung an diesem mir unaussprechlich lieb gewordenen Gemälde, schon deshalb, weil es mir wie kaum ein anderes, den ursprünglichen Charakter des deutschen Volks so schön enthüllte. Aber kommen Sie, lieber Freund. Nicht um über die Vorzüge und Mängel altdeutscher Meister zu sprechen, erlaubte ich mir, Sie zu einem Besuche einzuladen, sondern um Ihren Rath zu vernehmen, Ihre Vorschläge zu hören über ein paar Porträts aus meiner Familie, die durch einen unglücklichen Zufall fast alles Colorit ver-

loren haben. Es ist ein vorzüglicher Tizian darunter. Sie können also leicht ermessen, daß mir sehr viel daran gelegen sein muß, einen so kostbaren Schatz gänzlichem Untergange zu entreißen. Man hat mir gesagt, daß Sie sich auf Restauration alter Gemälde verstehen und darum war ich so frei, um das Vergnügen ihres Besuches zu bitten. Freilich, ob Sie Lust, Neigung und Zeit haben werden, meiner Bitte zu willfahren, muß ich ganz Ihrer Willkür anheimstellen."

„Monsignore Camuccini ist ein ganz vorzüglicher Mensch," sagte der Maler zu sich selbst, während er an der Seite des Römers der Villa sich näherte. „Schon, um ihm gefällig zu sein, muß ich die Arbeit übernehmen, wäre sie auch meinen Neigungen entschieden zuwider." In höflichen Worten gab er während dieses Ganges dem Monsignore seine Bereitwilligkeit, ihm, wo möglich, durch sein geringes Talent nützlich sein zu wollen, zu erkennen.

Ueber breite lichte Marmortreppen geleitete der Römer den jungen Maler in ein hohes Gemach, dessen Plafond mit reizenden Fresken,

Satyrspiele darstellend, geschmückt war. Die Wände bedeckten reiche, aber verblichene Sammettapeten, mit Golddruck prächtig verziert und durch gleichfalls vergoldete Leisten in schief verschobene viereckte Felder getheilt. In diesen Feldern, gleichsam wie in doppelten Rahmen, hingen eine Anzahl lebensgroßer Brustbilder. Der Fußboden des Zimmers bestand aus Mosaik und war offenbar eine moderne Nachahmung älterer, irgend wo in den vielen antiken Bädern gefundener Muster. Darauf deuteten wenigstens die vielen nackten Figuren hin, die seltsame Embleme, einer Striegel ähnlich, in den Händen hielten. Die Form war roh und so eckig, als hätten indische Künstler sie gebildet, ihre Zusammensetzung aber aus zarten kleinen Steinen, aus terra cotta und unächten Kristallen, gab dem Ganzen doch einen hohen Werth.

In der Mitte dieses Zimmers rieselte aus verdeckter Vase ein feiner kaum sichtbarer Wasserschaum in eine flache Schale von kostbarem schwarzen Marmor, der nach unten durch sehr feine Poren einen Abfluß hatte. Dieser künstlich niedergehaltene, ununterbrochen rieselnde

Springbrunnen mußte in der heißen Jahreszeit die köstlichste Kühlung im Saale verbreiten, jetzt erkältete er das Zimmer fast zu sehr, ungeachtet der Sonnenstrahlen, die schräg durch die mit seidenen Gardinen dicht verhüllten Fenster schimmerten. Man hatte daher die allzukühle Temperatur etwas zu erwärmen gesucht durch Aufstellung eines großen breiten und flachen Kohlenbeckens aus gediegenem Silber, das auf drei mit ihren breiten Schwänzen sich umschlingenden Delphinen ruhte. Eine Fülle durch grauweiße Asche matt glühender Kohlen war auf diesem geschmackvollen Scaldino aufgehäuft. Eine Zange, ebenfalls von Silber, hing daneben, um mittelst derselben von Zeit zu Zeit die leichte Aschenhaut, die sich durch langsames Verglühen der Kohlen bildete, behutsam abzustreifen.

Die Möbeln entsprachen vollkommen den Tapeten und übrigen Verzierungen. Tische und Lehnstühle waren äußerst zierlich geschnitzt und mit Gold beinahe zu sehr überladen. Man sah durchgängig nur Tischplatten von geflecktem Marmor, von Verde oder Giallo Antico.

Vasen von Alabaster, mit kolossalen Sträußen frisch gepflückter Rosen gefüllt, standen auf den Meisten. Ihr Duft verbreitete den angenehmsten Geruch im Zimmer.

„In der That, Monsignore," sagte Lodovico, „dies ist ein reizender Aufenthalt, ganz geeignet, den Geist Gebildeter für reine Kunstgenüsse einfach edel vorzubereiten. Und diese Rosen — welch balsamischen Odem hauchen sie aus! — Man könnte sich in die Zaubergärten Poseidonia's versetzt glauben bei diesem so seltenen und doch so erfrischenden Anblick!"

„Sie wissen," versetzte sein vornehmer Begleiter, „wir Römer sind keine Blumenfreunde, wenigstens nicht solcher Blumen, die stark duften, die Rose aber, die nur Wohlgerüche ausathmet, verehren wir und hegen sie deshalb auch mit besonderer Vorliebe. Und weil das milde Clima diese Rosenzucht vor Allem begünstigt, so bleiben unsere Bemühungen selten unbelohnt. Sehen Sie hier!"

So sprechend schlug Camuccini die Gardinen an drei hohen Fenstern zurück, die sich nach einem Balkon öffneten, und ein Rosen

flor, wie er nur selten gefunden werden mag, lag vor Lodovico's staunenden Blicken. Myrthen, Mandelbäume, Lorbeergebüsch und schlanke Cypressen umfaßten dieses lichtschimmernde Blüthenmeer mit ihren mannigfaltigen gemischten Blätterschatten. Nur grade vor war der dicht geschlossene Baumrahmen gesprengt und durch die schmale Oeffnung zwischen zwei riesigen Cypressen sah man den Spiegel der Tiber, das Kloster San Onofrio, die Paläste Corsini und Farnesina, Engelsburg und Brücke und das entzückende Bild schließend den Riesendom von San Peter mit dem Vatican, ruhend auf dem dunklen Olivengrund des Monte Mario, der sich in der Ferne mit der weiß leuchtenden Villa Madama am tiefblauen stillen Himmel erhob.

Lodovico ward von diesem unerwarteten Anblick fast bis zu Thränen gerührt. Denn das namenlos Schöne, das edel Erhabene wirkt auf unverdorbene Gemüther ganz so wie das Furchtbare, Entsetzenerregende. Mit Gewalt seine Rührung bemeisternd, die hier keine

Worte fand, ergriff er die Hand seines Führers und sagte kaum hörbar:

„Nicht wahr, Sie sind hier glücklich, unendlich glücklich, Monsignore Camuccini?“

„Ich bin zufrieden,“ erwiederte der Römer, „und das ist eigentlich Alles, was der Mensch verlangen kann. Wer größere Ansprüche an's Leben macht, wird in der Regel getäuscht und, was das Schlimmste ist, von Niemandem beklagt. Wer das Schicksal höhnt, darf sich nicht wundern, wenn es ihn durch zermalmende Antworten straft.“

„Ich möchte hier leben,“ sagte Lodovico, immer nur halblaut sprechend, als fürchte er durch lautes Reden den Zauber zu brechen, in dem er jetzt so ungestört schwelgen durfte.

„Wenn Sie es wünschen, wird Sie Niemand daran hindern,“ erwiederte Camuccini. „Die Villa ist unbewohnt, wie Sie aus diesem ganzen Ameublement ersehen können. Nur wenn es vorher befohlen wird, richtet man sie zu vorübergehenden Besuchen etwas wohnlicher ein.“

„Aber,“ warf der Maler bedenklich ein, mit krampfhaftem Schmerzgefühl seiner Armuth gedenkend, „meine Verhältnisse —“

„Haben gar keinen Einfluß darauf. Ist es im Ernst Ihr Wunsch, hier zu leben, so gebe ich Ihnen das Versprechen, daß Sie die Verwirklichung desselben bald erleben sollen. Zuvor aber lassen Sie uns die Gemälde betrachten, von denen ich sprach. Sie kennen das Sprichwort,“ fügte er graziös lächelnd hinzu: „Buhle bescheiden mit dem Glück, wenn Du wünschest, daß es Dir treu bleiben soll!“

Und indem er die Gardinen wieder wie blaßgoldne Wolken über die Fenster zusammenfallen ließ, zog er den Maler mit sich fort nach einer Seitenthür. Hier stand von zwei Genien gehalten eine silberne Glocke auf antiker Console, die einen Widderkopf vorstellte, der sich in den lachenden Mund und Ziegenbart eines Fauns verlor. Camuccini berührte das linke Horn des Widders, worauf die Glocke einen hellen Ton von sich gab.

Sogleich öffnete sich die Thür, ein Diener in sehr einfacher Livree verbeugte sich vor

dem Römer und erwartete schweigend dessen Befehle.

„Sind die Gemälde enthüllt, die Zimmer gelüftet?“ fragte er auf Italienisch.

„Wie Sie befohlen haben, Excellenz.“

„Es ist gut, Du kannst gehen. — Nun,“ fuhr er in deutscher Sprache zu Lodovico gewandt fort, „wenn es Ihnen jetzt gefällig ist, würde ich Sie bitten, mich zu den Gemälden zu begleiten, die, wie ich hoffe, unter Ihrer geschickten Hand wieder aus ihrem Grabe erstehen, aus ihrer Halbverwesung noch einmal zu neuem jungen Leben erweckt werden sollen.“

Es waren drei hohe, aber schmale Zimmer, die Lodovico jetzt an der Seite des Römers durchwanderte. In jedem hatte der Diener zwei Porträts so aus dem Getäfel der Wand geschraubt, daß sie vom Tageslicht vollständig beleuchtet wurden. Ungeachtet dieser sehr günstigen Beleuchtung waren bei Einigen doch nur allgemeine Züge noch zu erkennen, Andere schienen verschimmelte Gesichter zu haben, bei einem Einzigen bemerkte man blos am Gewande und auf der Stirn weißgelbe Flecken, als litten sie

am Aussatze. Die Gemälde waren sämmtlich von tüchtigen Meistern, wie Lodovico sogleich erkannte, eins oder zwei offenbar von Tizian und zwar aus seiner besten Zeit.

„Nun was meinen Sie zu dieser Zerstörung?“ fragte Camuccini, als der Maler die Porträts geraume Zeit aufmerksam betrachtet hatte. „Glauben Sie diesen Patienten ein dankenswerther Arzt sein und werden zu können?“

„Darauf wage ich wahrhaftig noch keine bejahende Antwort zu geben,“ versetzte unser Freund. „Ich muß erst untersuchen, was diese werthvollen Schätze in solchen Zustand gebracht hat.“

„Darüber kann ich Ihnen Aufschluß geben,“ erwiederte der Römer. „Mein Onkel, auf dessen Schlosse diese Gemälde seit undenklichen Zeiten hingen, war Chemiker und hatte die Gewohnheit, im Ahnensaale, der ihm gerade bequem dazu war, zu operiren. Die metallischen Säuren und Dämpfe mögen nun auf die Farben nachtheilig eingewirkt haben, bei Einem mehr, bei Andern weniger, je nachdem

sie den giftigen Dünsten in stärkerem oder niederem Grade ausgesetzt waren."

„In diesem Falle verspreche ich Ihnen, meine Kräfte zu versuchen, Monsignore, und zwar will ich das am wenigsten Beschädigte zuerst einer Probe unterwerfen. Dies feine aristokratische Gesicht mit dem blitzenden Augenpaar, in dem Milde und Kraft, Sanftmuth und Härte so zart verschmolzen sind, müßte ohne diese entstellenden Flecke einen zauberähnlichen Eindruck machen. Ich kenne wenige Porträts von Tizian, die schöner sind."

„Es ist das Bild meiner Stammmutter," sagte Camuccini, „aus dem Geschlecht der Farnese, doch soll die Familie ihr diese Abstammung streitig zu machen gesucht haben, da ihre Mutter von Geburt eine polnische Fürstin war."

„Eine Polin! Ei, da sind wir ja wiederum halb und halb Landsleute."

„Ah ja, ich erinnere mich, Sie führen auch einen polnischen Namen! — Aber sagten Sie nicht, daß Sie in Deutschland geboren seien?"

„So ist es. Meine Großältern wanderten aus, wir wurden arm, kamen in's Elend und — so wurde ich ein armer Maler! — Aber jetzt danke ich der Vorsehung, daß sie mich so geführt hat! Mein scheinbar beklagenswerthes Unglück ist mein größtes Glück geworden! — Ohne so arm zu sein, würde ich nie Sie kennen gelernt haben, nie in diese Wohnung, die mich so unbeschreiblich fesselt, gekommen sein."

„Weshalb legten Sie Ihren Namen nicht ab, da Sie doch für immer von Ihrem alten Vaterlande losgerissen sind?"

„Ablegen? Meinen Namen ablegen? Wo denken Sie hin, gnädigster Herr!"

„Mein Gott, wie kann Sie diese Frage wundern! Auswanderer thun es gewöhnlich. Es ist eine Handlung der Politik."

„Ein Pole ist nicht politisch, Monsignore."

„Ja freilich, da haben Sie wieder Recht," lächelte Camuccini. „Die Polen sind tapfer, aber nicht immer staatsklug. Jedenfalls wäre es besser, wenn sie beide hohe Männertugenden verbinden könnten. Ihnen, mein Freund, müßte dies doch leicht werden. Sie

sind geborner Deutscher, lieben Ihr zweites Vaterland und würden gewiß gern Ihr Blut für dasselbe vergießen. Man nennt die Deutschen besonnen, — warum wollen Sie diese hohe Tugend Ihren edlen polnischen Eigenschaften nicht adoptiren?"

„Halten Sie mich denn für so unbesonnen?"

„Für ein wenig — ja."

„Sie haben Gründe?"

„Einen schlagenden."

„Finden Sie es unbescheiden, wenn ich die Bitte an Sie richte, mir denselben zu nennen?"

„Im Gegentheil, mein Freund, ich weiß diese Offenheit zu schätzen."

„Nun dann?"

„Ihr polnischer Name kann Sie bei den häufigen Revolutionsversuchen in jenem bedauernswerthen Lande in sehr unangenehme Lagen versetzen."

„Das ist meine geringste Sorge, Monsignore," sagte Lodovico gutmüthig lachend. „Es gehört zu den einzigen beneidenswerthen

Glücksgütern des Unbemittelten, daß Niemand Ansprüche an ihn macht."

„Glauben Sie wirklich?" gegenfragte der Römer scharf. „Hüten Sie sich wohl, daß Sie sich nicht irren! Die Politik ist der unbarmherzigste Polizeispion, den es gibt, und er fahndet vorzugsweise auf Namen!"

„Nicht auf den meinigen."

„Doch!"

„Wie? Monsignore Camuccini, es kann mich Niemand der geringsten ungesetzmäßigen Handlung zeihen."

„Sie gewiß nicht, aber — den Namen, welchen Sie führen? — O das ist etwas ganz Anderes!"

„Ich wüßte doch nicht, daß der Name Sembronowski irgendwie mit politischen Spionen in Berührung gekommen wäre."

„Auch ich weiß nichts davon, bisher wenigstens nicht; allein schließt dies die Möglichkeit aus, daß später einmal derselbe Name mit oder ohne Grund, gleichviel, politisch verdächtigt werden kann? Sie haben doch

gewiß noch Anverwandte in Deutschland und Polen, die Ihren Namen führen?"

„Mehr, als mir lieb ist."

„Nun sehen Sie! — Sembro — bro —

„Sembronowski. Es ist einer der leichtesten polnischen Namen. In der Regel vermögen Nichtpolen unsere Geschlechtsnamen gar nicht auszusprechen."

„Sembronowski!" wiederholte Camuccini nachdenklich. „Hm! Ist mir's doch, als hätte ich vor Kurzem noch einen Mann dieses Namens gekannt. Und doch weiß ich mich nicht mehr genau zu erinnern. — Hm, wahrscheinlich eine sehr flüchtige Begegnung."

„Ganz unmöglich wäre dies nicht," sagte Lodovico arglos, indem er wiederholt die Porträts musterte und den Zustand derselben genau prüfte. „Ein Graf Sembronowski, der Aelteste unserer Familie, war noch im Frühling dieses Jahres in Rom. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie mit ihm zusammengetroffen sind, weit wahrscheinlicher, als daß Sie mich kennen lernten. Denn der Graf ist ein unermeßlich reicher Mann und hatte Zutritt in die

höchsten aristokratischen Kreise Roms, das Haus Borghese ausgenommen."

„Und wie ging dies zu?"

„Sehr einfach. Der Graf ist eifriger Protestant."

„Ah! — Und ist dieser reiche protestantische Graf Ihnen verwandt?"

„Sehr nahe. Er ist mein Onkel, wie wir zu sagen pflegen, eigentlich blos mein Cousin."

„Ihr Cousin und —"

„Ach Sie staunen," unterbrach Lodovico den Römer, „wahrscheinlich, weil es Ihnen auffält, daß ein reicher Cousin einen armen Verwandten darben oder doch recht tüchtig sich abmühen lassen kann, ohne darüber zu erröthen. — Nun freilich, es ist dies nicht grade sehr fein und löblich, kommt aber doch häufiger vor, als man im gemeinen Leben glauben sollte, und beruht immer auf triftigen Gründen."

„Wahrscheinlich alter Groll — verjährter Familienzwist."

„O nein, die Ursache liegt weit näher."

„Sie spannen meine Neugierde auf's Höchste.“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß der Graf Sembronowski leidenschaftlicher Protestant sei? Wie konnte er, der Protestant, der streng lutherisch Gesinnte, seinen katholischen Cousin unterstützen! — Ist Ihnen das einleuchtend, gnädiger Herr?“

„Ich hielt die Protestanten für toleranter. Aber sagen Sie mir, junger Freund, ist in Ihnen niemals der Gedanke aufgetaucht, sich das Wohlwollen Ihres reichen Verwandten durch Nachgiebigkeit zu gewinnen?“

„Ja, ich versuchte es zu verschiedenen Malen, allein immer stieß ich auf die zäheste Hartnäckigkeit. Nur Glaubenswechsel würde mir den Grafen gewogen machen.“ —

„Sie haben es wahrscheinlich nicht recht angefangen, mein Bester,“ sagte Camuccini pfiffig. „Reiche, Vornehme, Grillenhafte und Eigensinnige wollen gar vorsichtig behandelt sein, das ist aber nicht Neigung der Jugend. Sie verabscheut das ruhige Zuwarten, den erlaubten Umweg. Und das kann die größere

Besonnenheit des reiferen Alters nicht gut heißen."

„Nun ja, ich gestehe, daß mich die Zumuthungen meines vornehmen Herrn Verwandten arg verdrossen und daß ich ihm im Zorne darüber seine lutherische Bigotterie vorwarf. Da ich einmal nichts mehr von ihm zu erwarten hatte, hielt ich es für sehr passend, ihn fühlen zu lassen, daß er grade auch kein auserwähltes Schooßkind Gottes sein werde. — Was er mir aber nach dieser Bemerkung für ein Gesicht schnitt, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Der Teufel hätte sich eine Maske daraus schneiden lassen können, wenn er seine Unterbeamten schrecken will. Auch erboste ihn mein kecker Freimuth dergestalt, daß er auf der Stelle seine Wohnung räumte und Rom verließ. Ich habe ihn buchstäblich verjagt," schloß Lodovico munter, „was ich meiner Unbedeutendheit nicht zugetraut hätte."

„Grausamer!" sagte der Römer ironisch. „Wie mochten Sie es über sich gewinnen, einen vielleicht leidenden Mann durch beleidigende Ausdrücke in seine kalte Heimath zu

verbannen. Sie werden ihn in den Tod getrieben haben."

„Behüte! Mein sehr nobler Herr Cousin lebt nach wie vor unter Italiens mildem Himmel, und wird schwerlich je wieder in sein Vaterland zurückkehren. Er hat Rom nur mit einem gesünderen Aufenthaltsorte vertauscht. Das herrliche Schloß Petrella läßt ihn das unruhige Treiben der Weltkinder, die er flieht und haßt, vergessen."

Ueber das ruhige, heitere Gesicht des Römers verbreitete sich ein Freudenglanz, den jedoch nur ein sehr aufmerksamer Beobachter bemerkt haben würde. Er zog ein Taschenbuch hervor und blätterte darin. Während dem fragte er gelassen den Maler:

„Sie geben also Ihren Verwandten gänzlich und für immer auf?"

„Ich bin ja wohl gezwungen, wenn ich meiner Kirche nicht abtrünnig werden soll."

„Davor beschütze Sie die heilige Jungfrau in Gnaden! Indeß, verzweifeln wir nicht. Die Gemüther der Menschen sind aus gar wunderlichem Ton geformt und oft den unglaub-

lichsten Umwandlungen unterworfen. Ich könnte Ihnen davon Beispiele der überraschendsten Art erzählen. — Darum Muth, mein Freund, bis auf bessere Zeiten! — Einstweilen begnügen Sie sich mit meinem geringen Schutze und der unbedeutenden Unterstützung, die ich Ihnen bieten kann. — Diese Villa steht zu Ihrer Disposition, wenn Sie es wünschen. Sie wird von Morgen an vollkommen für Sie eingerichtet sein. Nehmen Sie sich nur meiner armen Gemälde fleißig an, und ich hoffe, unsere Zufriedenheit wird eine gegenseitige, unsere jetzt noch so junge Freundschaft ein Bund auf Lebenszeit sein! — Betrachten Sie jetzt noch dies letzte Porträt, den Cardinal Luigi. Ich erinnere mich seiner recht wohl und gewiß würde ich jeden Zug seines christlich-milden und freundlich-klugen Gesichtes noch jetzt erkennen, hätte nicht der häßliche metallische Dunst dieses sprechende Antlitz so abscheulich verunstaltet. — Sie erlauben, daß ich während Ihrer Prüfung ein paar Zeilen an einen Freund schreibe, dem ich auf eine für ihn wichtige Frage schon seit heut Morgen Antwort schulde."

Lodovico lächelte und gab, vertieft in Anschauung des Gemäldes, durch grüßende Handbewegung seine Zustimmung zu erkennen. Inzwischen nahm Camuccini ein feines Blatt Papier aus seinem Taschenbuche und schrieb, im Zimmer langsam auf- und abgehend, einige Zeilen mit Bleifeder darauf. Er nahm sich Zeit bei dieser Beschäftigung, hemmte mehrmals seinen Gang, dachte mit zusammengezogenen Brauen nach, und schloß nach einigem Sinnen das Billet. Dann ließ er die silberne Glocke erklingen, überreichte dem eintretenden Diener das zierlich gefaltete Papier und sagte auf Italienisch zu ihm:

„Sogleich an die Adresse zu besorgen!"

Die Adresse lautete: „An den General der Gesellschaft Jesu." Monsignore Camuccini und der Secretär Ghiberti waren eine und dieselbe Person. —

— „Nun sind Sie jetzt fertig mit Ihrer Musterung?" fragte er zurückkommend mit größter Freundlichkeit den Maler. Dieser bejahete und gab seinen Wunsch zu erkennen, schon in den nächsten Tagen die Wiederher-

stellung der beschädigten Gemälde beginnen zu wollen.

„Ihre Bereitwilligkeit verbindet mich Ihnen zu größtem Dank," versetzte der Römer. „Sagen sie jetzt, in welcher Zeit ungefähr die schwierige Arbeit vollendet sein kann und welche Summe Sie als Gratification dafür verlangen?"

Lodovico, durch so viele Beweise von der Großmuth seines Gönners vollkommen besiegt und außerdem noch nicht gewohnt, für seine Arbeiten sich ansehnlich honoriren zu lassen, bestimmte die Zeit eines Jahres, um alle sechs Gemälde wieder herzustellen und nannte dann zaghaft eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe, die jedoch für seine Verhältnisse und Ansprüche immer noch mehr als hinreichend war.

Camuccini lächelte. „Sie müssen Ihr Talent höher anschlagen, junger Freund," sagte er väterlich, „sonst wird man Sie bald verächtlich über die Achseln ansehen. Vorläufig verdoppele ich Ihr Honorar, und erfreue ich mich Ihrer Geschicklichkeit, so behalte ich mir vor, nach beendigter Arbeit Ihnen meine Erkenntlichkeit noch besonders zu erkennen zu geben."

Lodovico ergriff innig dankend die Hand des Römers und wollte sie in freudiger Regung an seine Lippen drücken. Camuccini gab dies nicht zu.

„Sie verkennen Ihre Stellung, mein Guter," sagte er ernst. „Was Sie mir durch Ihr Talent wiedergeben, kann mit Gold gar nicht aufgewogen werden! — Jetzt aber lassen Sie uns nach dem Saale zurückkehren und ein frugales Mahl einnehmen. Darüber wird die Sonne sich zum Untergange neigen und ihren goldenen Nebelregen über die Landschaft ausgießen, ein Anblick, den nur der Süden Europa's in solcher Schönheit gewährt."

Lodovico hatte gegen diesen Vorschlag, der mit seinen Neigungen vollkommen harmonirte, nichts einzuwenden. Er nahm mit größtem Appetit an der Tafel Platz, fand, daß sein Gönner eine vortreffliche Küche führte und kein Verächter edler Weine war. Nirgends hatte er noch feurigeren Monte Fiascone und süßeren Syrakuser getrunken, und der Orvieto, welcher zum Nachtisch aufgesetzt wurde, begeisterte ihn zu einigen Complimenten, die sein

Wirth mit der ihm angeborenen feinen Höflichkeit erwiederte, die Lodovico schon zur Genüge an diesem seltenen Manne kennen gelernt hatte.

Erst, als ganz Rom und die hügliche Campagna in goldenem Feuer erglühte, verabschiedete sich unser Freund von seinem Wirthe, der ihn höflich bis an die Pforte der Villa begleitete. Als die Thore sich hinter dem Fortgehenden schlossen, verwandelte sich die milde Freundlichkeit Camuccini's in eisigkalte Ueberlegung, und sinnend, die Arme über der Brust kreuzend, ging der unternehmende Mann, der die Grundfäden eines Netzes, dessen Größe er selbst noch nicht berechnen konnte, in sicherer Hand hielt, nach der Villa zurück. —

Lodovico, mit sich und aller Welt zufrieden, den Kopf voll bunter Träume irdischen Glücks, pfiff ein lustiges Lied vor sich hin und schlenderte, zu sehr mit seinen Glücksplänen beschäftigt, zum ersten Male in seinem Leben achtlos an den Tempelruinen des Forum vorüber. —

Als er den Platz des Capitols überschritten hatte und die Treppe hinuntersteigen wollte,

jagte unten über den Platz ein mit vier raschen Pferden bespannter Reisewagen. Das eine Fenster war heruntergelassen und ein bleiches Männergesicht kehrte sich abschiednehmend der entschwindenden Pracht des Capitols zu. Eine Hand winkte hinauf — Lodovico kam es vor, als sollte dieser Wink ihm gelten.

„Der Mann muß mich verkennen," sagte er, den Abschiedsgruß gutmüthig erwiedernd. „Auf Leute, die in eigenem Wagen und mit vier Pferden reisen, erstrecken sich meine römischen Bekanntschaften nicht. Aber man muß Niemand ein unschuldiges Vergnügen stören. Also glückliche Reise, Herr Fremdling!"

Der von Lodovico für einen Fremdling gehaltene Reisende war Emanuel, der Emissär. Er hatte vor zehn Minuten die letzte Depesche und einen Brief für sich selbst mit neuen Instructionen direct von dem General des Ordens erhalten. Diese letzte Depesche war eine Folge des Billets, das Ghiberti von der Villa an seinen Obern abgeschickt hatte. —

Zweites Buch.

jagte unten über den Platz ein mit vier raschen Pferden bespannter Reisewagen. Das eine Fenster war heruntergelassen und ein bleiches Männergesicht lehnte sich abschiednehmend der entschwindenden Pracht des Capitols zu. Eine Hand winkte hinaus! — Lodovico kam es vor, als sollte dieser Wink ihm gelten. [illegible] sagte er, den Abschiednehmenden gutmüthig erwiedernd. „Die Leute, die in eigenem Wagen und mit vier Pferden reisen, schätzen sich meine ehrlichen Gefälligkeiten nicht. Aber man muß Niemand ein unschuldiges Vergnügen stören. Also glückliche Reise, Herr Fremdling!"

Der von Lodovico für einen Fremdling gehaltene Reisende war Emanuel, der Emissär. Er hatte vor zehn Minuten die letzte Depesche und einen Brief für sich selbst mit neuen Instructionen direct von dem General des Ordens erhalten. Diese letzte Depesche war eine Folge des Billets, das Ghiberti von der Villa an seinen Obern abgeschickt hatte. —

Erstes Kapitel.

Die Bauernfamilie.

Wir bitten den Leser, uns aus der Hauptstadt der christlichen Welt jetzt in den rauhen Norden, in die polnischen Wälder zu begleiten. Hier führen wir ihn in eins jener schmutzigen, liederlich gehaltenen Dörfer, wie sie seit Menschengedenken in diesem verwahrlosten Lande gewöhnlich sind. Das Dorf liegt in hüglicher Gegend, einige Stunden von der Kreisstadt Tarnow entfernt in dem unter Oestreichs Oberhoheit stehenden Königreich Galizien. Den Hintergrund bilden die hohen majestätischen Kuppen des Tatragebirges, die jetzt Ende November mit tiefem Schnee dicht bedeckt sind. Auch in der Ebene herrscht bereits Winter. Bäche, Flüsse und Teiche

sind mit brüchigem Eis überzogen, das vom langen Regenwetter aufgelöste Erdreich durch einige Nachtfröste erstarrt. Schnee liegt nur an hohen Rändern, wo der scharfe Nordwestwind ihn zusammengeweht hat.

Es ist der 29. November, der Jahrestag der letzten blutigen polnischen Revolution, die im Jahre 1830 in Warschau begann. Sturmähnlicher Wind braust über die rauchigen Hütten und wirft Massen feuchten Schnee's gegen die meist schlecht verwahrten Fenster der Bauernhäuser, aus denen trüb in die ungastliche Nacht hinein die rothen Flämmchen der Kieferspäne schimmern, bei denen die Armen ihre Abendmahlzeit verzehren. Am Ende des Dorfes gegen einen rauschenden Waldrücken gelehnt, ragt gespenstisch der massenhafte Bau eines alten festen Grafenschlosses in den stürmischen Himmel hinein, von zwei hohen stumpfen Thürmen flankirt. Die stattlichen Fenster des in modernerem Styl aufgeführten Mittelgebäudes sind glänzend erleuchtet, als würde ein Festgelag darin gehalten.

Wir betreten eins der erwähnten Bauernhäuser und finden am überheizten Ofen in ungesundem feucht-heißem Brodem der ungedielten Stube die Familie um den Tisch versammelt, beschäftigt, die letzten Reste einer nicht sehr appetitreizenden Abendmahlzeit zu verzehren. Schwarzes schliffiges Haferbrot, dünne saure Milch und Branntwein bilden die Bestandtheile dieses polnischen Familienmahles.

Ein junger Mann, ein jüngeres Mädchen und eine schon bejahrte Frau, mit Ausnahme ihrer noch feurigen schwarzen Augen grundhäßlich, sind die Bewohner der Stube. Apathie und Stumpfsinn prägt sich auf den Gesichtern Aller aus, doch wäre es möglich, daß sich bei heftiger Aufregung diese Lebensdumpfheit verlöre. Die raschen Blicke des jungen Mannes verrathen wenigstens das Vorhandensein menschlicher Leidenschaften, wenn sie auch gegenwärtig durch Gewohnheit und tägliche Arbeitslast in Schlaf gewiegt worden sind.

Durch das stoßweise Pfeifen des Windes hörte man den schrillen Ton einer Glocke.

Die alte Frau horchte auf und wendete den Kopf dem Fenster zu, durch dessen Ritze ein Windhauch drang und mit ihren grauen Haaren spielte, die ordnungslos um Hals und Nacken flatterten.

„Schon acht!" sagte sie mürrisch, „und Bogecz ist noch nicht da."

„Laßt's Euch nicht kümmern, Mutter," erwiederte der junge Mann, das leere Branntweinglas aus der Flasche füllend und es auf einen Zug leerend, „geht's doch nicht über seinen Beutel."

„Aber er lärmt und flucht, wenn er betrunken zurückkommt."

„Um so eher wird er wieder nüchtern, Mutter. Branntwein will rasen, dafür ist er auf der Welt. — Und dann, — er läßt uns vergessen, daß wir elende Geschöpfe sind! — Da, trink, Schwester, damit Du munter wirst und nicht immer das Maul hängst, wie eine aufgesprungene Zuckerschote."

Das junge Mädchen, das in reinlicherer Kleidung und bei größerer Lebhaftigkeit schön gewesen sein würde, lächelte, nahm das Glas

aus des Bruders Hand, leerte es zur Hälfte und reichte es dann der Mutter, die so hastig den Rest austrank, daß man schon daraus den Schluß ziehen konnte, sie möge an diesen Genuß gewöhnt sein. Indem klappte eine hölzerne Klinke und gleich darauf trat ein kräftiger hochgewachsener Mann in die Stube. Mutter und Kinder boten ihm phlegmatisch guten Abend, rückten zusammen und machten dem neuen Ankömmlinge Platz am Ofen.

Bogecz — denn er war es — trug die gewöhnliche Kleidung armer polnischer Bauern — grobe weite Leinwandhosen, in kurzen juchtenen Stiefeln steckend, einen Rock von weißem Fries, mit rothem Zeug gefüttert und um die Hüften durch handbreiten Ledergurt festgehalten. In diesem Gurt steckte als Waffe und Handwerkszeug ein kleines scharfes Handbeil mit kurzem Stil. Bogecz' Haare waren dunkelblond und so lang, daß sie seine Schultern berührten. Ein niedriger Hut mit etwas aufwärtsgebogener breiter Krempe schützte sein Gesicht gegen Wind und Wetter.

Dieser schon bejahrte galizische Bauer hatte ein gebietendes Aeußere und mußte durch Haltung und Blick Furcht einflößen. Seine Augen, klein, stets etwas entzündet, mit grünlich grauen Sternen, funkelten unter starken buschigen Brauen wie die eines blutgierigen Tigers. Die Stirn, niedrig und voll Runzeln, verrieth durch ihre Bildung an den Schläfen Eigensinn und Hartnäckigkeit. Der Mund war breit, plump, mit sehr starkem Bart überhangen und mit scharfen spitzigen Zähnen, wie die eines Raubthieres bewaffnet.

Bogecz war lange Soldat gewesen, weshalb seine Haltung noch ganz den strengen gebietenden militärischen Tik hatte. Er haßte aber das Soldatenwesen, da ihm die Disciplin nicht behagt hatte und er mehrmals unangenehm von ihr berührt worden war. Seiner Widerspänstigkeit wegen, die ein schlimmes Beispiel für seine Kameraden war, hatte er früher, als gewöhnlich, seinen Abschied erhalten. Seitdem lebte er auf seinem kleinen Gut, nicht besser und nicht schlechter, als Millionen seiner Brüder. Nur schien es, als fühle er

mehr, wie Andere, die Abhängigkeit seiner Lage, den Druck, unter dem das gesammte Volk schmachtete, und als müßte er, weil er etwas anderes doch nicht thun konnte, den in ihm tobenden Ingrimm deshalb an leblosen Gegenständen auslassen. Es kam häufig vor, daß Bogecz mit seinem Beile Alles kurz und klein schlug oder es so oft und lange in die Batzenwand seines Hofes hieb, bis er ganz ermattet und in Schweiß gebadet war. Niemand erfuhr die Ursache dieses sonderbaren Benehmens, aber man wich ihm in solchen Stimmungen, die oft wiederkehrten, aus und ließ ihn gewähren. War der Wuthanfall vorüber, so legte er sich nieder, fiel gewöhnlich in festen Schlaf und zeigte sich beim Erwachen sanfter und freundlicher als gewöhnlich. Seiner Frau und seinen Kindern that er übrigens nichts zu Leide, wie er überhaupt trotz seiner allbekannten Wildheit in dem Rufe eines verträglichen und gefälligen Mannes stand. Er war unter seines Gleichen geachtet und in zweifelhaften Fällen Rather und Helfer, ob-

wohl er nie die Stelle eines Ortsrichters bekleidet hatte.

Bogecz erwiederte die Begrüßung der Seinigen nicht. Mürrisch, ja wild nahm er den Hut ab, schwenkte ihn aus, um die nassen Schneeflocken, die ihn bedeckten, zu entfernen, und hing ihn mit solcher Heftigkeit an den Wandpflock, daß die ganze Stube von diesem gewaltigen Ruck erschüttert ward. Dann schüttelte er sich selbst, wie ein wildes Thier, wobei die langen feuchten Haare ihm wie eine Mähne um das stark geröthete breite und volle Gesicht flogen. Er ballte beide Hände, knirschte mit den Zähnen und sank dann mit thierartigem Gebrüll neben dem Sohne auf die Ofenbank.

„Was ist Dir zugestoßen, Vater?" fragte Jacob, während die Tochter Hedwig ihn scheu und mitleidsvoll zugleich verstohlen anblickte. Die Mutter legte ihr runzelvolles Hexengesicht in zahllose Falten und murmelte unverständliche Worte.

„Fasse Dich, Vater," redete Jacob dem Erbitterten ruhig zu, „und hat Dich Jemand

beleidigt, so gib's ihm zurück, daß er des Teufels Bartspitzen verschluckt zu haben meint."

„Ja, wenn ich könnte — wenn ich dürfte! . ." röchelte Bogecz.

„Es ist der Branntwein, nichts weiter," warf achselzuckend die Mutter ein. „Er muß ausschlafen."

Wie ein angeschossenes Wild bäumte sich Bogecz bei dieser Bemerkung auf und erhob mit furchtbarem Blick seine geballten Fäuste gegen die Frau.

„Dank es den Heiligen, daß Du ein Weib bist!" keuchte er, „sonst beim rächenden Himmel, ich weißte mir die Stube mit Deinem Gehirn!"

Er glitt wieder neben seinem Sohne auf die Bank und der verhaltene Zorn schüttelte den athletischen Mann wie im Fieber.

Jacob bat seine Mutter durch einen Blick, sich ruhig zu verhalten, um den Erbitterten nicht noch mehr aufzubringen. Noch nie hatte er den heftigen Vater in solcher Aufregung gesehen, weshalb er annahm, daß ihm etwas ganz Außergewöhnliches zugestoßen sein müsse.

Ein banges Schweigen herrschte unter dieser armen Bauernfamilie. Nur das Pfeifen und Heulen des Schneesturmes und das krampfhafte Röcheln des Bauers unterbrach die Stille. Nach und nach verlor sich das heftige keuchende Athmen des Galiziers, sein aufgeregtes Blut beruhigte sich und er gewann vollkommen seine Herrschaft wieder. Nun erst grüßte er die Seinen, als träte er so eben in's Zimmer, ergriff die auf dem Tische stehende Branntweinflasche und trank daraus, bis ihm die Augen übergingen. Dann sagte er ruhig, wie sonst:

„Das war ein schlechtes Vergnügen. Gut, daß Du nicht mitgegangen bist.“

„Seid Ihr Euch in die Haare gerathen?“ fragte Jacob ziemlich gleichgiltig. „Wahrhaftig, ich sah Dich kaum je so desperat!“

„Du kennst den Forstverwalter drüben vom grauen Schloß —“

„Den Hochmüthigen mit dem Hornglase, das er immer in die rechte Augenhöhle klemmt, wenn er mit Jemand spricht?“

„Just derselbe! Er kam in die Schenke, als ich ben aufbrechen wollte.“

„'s ist ein widerliches Stück Menschenfleisch," bemerkte Jacob.

„Und schadenfroh, wie ein Teufel! — Gut. — Als mich der Mensch ansichtig ward, verzog er sein Gesicht zu einem freundlich-boshaften Lächeln und fragte, sich demüthig vor mir bückend: ob der blaue Pelz, den sein Herr mir im vorigen Winter geschenkt habe, auch recht warm halte, oder ob während des Sommers die Motten hineingekommen wären? — Ich wußte nicht, was er wollte, und sah ihn also neugierig an. —"

„Es geschieht nur," fuhr er, noch boshafter grinsend fort, „damit ich mich bei Zeiten danach richten und meine Vorkehrungen treffen kann, denn der heurige Winter wird hart werden und lange andauern."

„Aber, Herr Forstverwalter, der gnädige Herr Graf hat mich ja niemals mit einem Pelz beehrt," sage ich. „Auch wüßte ich nicht, wozu, denn ich bin nicht sein Unterthan und habe nichts von ihm zu fordern."

„Wie bescheiden Du doch bist!" grinste der liebedienerische Schurke. „Thust Du doch

wirklich, als hätte es nie einen Michaelistag gegeben, nie einen auf frischer That ertappten Holzdieb und nie zwei rüstige Jäger, die Deinem breiten fleischigen Buckel ein nagelneues Wams mit ihren frisch vom Boden weg geschnittenen Haselstöcken anmaßen. Es ward Dir ja so warm dabei, daß Du ordentlich rauchtest. Und wie gesagt, wenn's irgendwo fehlen sollte für den Winter, so komm nur wieder herüber in des gnädigen Herrn Grafen Forst, und der wärmste Winterpelz soll für Dich bereit liegen."

„Mir verging die Besinnung bei dieser Hohnrede des nichtswürdigen Halunken. Feuerräder buntfarbig, rothglühend, zischend und brausend prasselten vor meinen Augen. Einen Schrei stieß ich aus, einen einzigen Schrei, den sie gehört haben müssen droben im hochheiligen Himmel! — Dann erhob ich beide Hände und wollte den Elenden packen, um ihn zu erdrosseln, zu zerreißen mit meinen Zähnen, um sein Blut zu saufen und mein Herz darin zu baden, aber Golowicz und Ceczla hielten mich. Wie ich wieder deutlich

Alles um mich her erkennen konnte, war die Bestie ausgerissen. — Fluch und Verdammniß seiner Seele!"

„Du mußt ihn verklagen bei seinem Herrn," sagte Jacob finster.

Hedwig, die zitternd dieser Erzählung zugehört hatte, streichelte dem heftigen Vater die erhitzten Wangen und sagte schmeichelnd: „Vergiß die Kränkung! . . Wir sind arm, abhängig, und dulden ist einmal auf Erden unser Loos. Vielleicht geht es uns desto besser in einer vollkommneren Welt."

„Ja im Himmel unserer Pfaffen!" lachte Bogecz. „Wenn die geistlichen Herrn Einem nur was Geschriebenes darüber geben wollten."

„Warum ließen sie den Schurken laufen?" sagte jetzt verdrießlich das Weib des Bauers.

„Warum? — Nun, damit ich ihn nicht erschlagen sollte. — Und es war auch gut so, denn gewiß und wahrhaftig, bei Hölle und Himmel, ich hätte ihm die Seele aus dem Leibe gedrückt, wie man eine Zwetschke zerquetscht! — Aber ich bin entehrt, geschändet für immer! — Es waren Fremde da!"

„Fremde? — In unserer Dorfschenke? — Wie sind die dahin gekommen und was sagten sie dazu?“

„Ihrem Betragen nach mußte ich sie für Fremde halten; denn erst traktirten sie uns alle zusammen, gaben uns Volksschriften, wie sie's nannten, die sie uns zu lesen empfahlen, und als mir das Unglück mit dem Forstverwalter begegnet war, schüttelten sie mir die Hand und sprachen mir Muth ein, indem sie wiederholt behaupteten, das werde nächstens Alles ganz anders werden, und dann werde der Bauer nicht nur gleich dem Verwalter, sondern grade so viel sein, als jeder Graf. — Nun wenn ich eine solche Zeit noch erlebe, mache ich eine Wallfahrt bis Rom, und soll ich auf den Knieen hinrutschen, besuche dort meinen Sohn und lasse mich vom Papste einsegnen zum letzten Schlafe.“

„Aber die Fremden, Vater, wer kannte sie? Waren es Polen?“

„Nein, denn sie sprachen ausländisch.“

„Franzosen!“ rief Jacob lebhaft.

„Ich glaube. — Wer immer sie auch gewesen sein mögen, sie meinten es gut mit uns, und drum hießen wir sie reden und hörten ihnen gern zu.“

„Kannten sie Warschau?“

„Sie kamen daher — über Posen. Dort wollten sie an zehntausend solcher Blätter verkauft haben. — Da, sieh zu, was drin steht; Du weißt, ich habe in meiner Jugend nicht lesen gelernt. Die Bauern brauchten das damals noch nicht,“ setzte er bitter lächelnd hinzu. Zugleich griff er in die Brusttasche seines groben Friesrockes und legte drei bis vier in polnischer Sprache gedruckte Blättchen auf den Tisch. Seine Frau und Hedwig warfen neugierige Blicke darauf, Jacob aber ergriff ein Exemplar, setzte sich damit neben den trüb brennenden Kieferspan und fing an mit großer Anstrengung die auch ihm nicht geläufigen Schriftzeichen zu studiren.

„Es sind, glaub' ich, lauter gute Sprüche,“ sagte Bogecz, „denn die Fremden waren Seminaristen, auf einer Wanderung durch alles gut katholische polnische Land begriffen, um die

wahre Religion unter dem Volk wieder recht lebendig zu machen."

Jacob sah den Vater bedenklich an, dann legte er die Blätter auf seinen Schooß, brach die Rispe am Spahn ab, wischte sich mit umgekehrter Hand mehrmals die Augen und begann abermals zu lesen.

„Du bringst die Krakel wohl auch nicht zusammen?" bemerkte Bogecz. „Freilich ein Wunder wär' es nicht, denn seit der Schulzeit hab' ich, außer den Sonn- und Marientagen, kein Buch bei Dir gesehen. Wo soll der arme Bauer bei seinen Roboten auch Zeit hernehmen zum Lesen!"

„Gute Sprüche sollen die Blätter enthalten?" fragte Jacob. „Sagtest Du nicht so, Vater?"

„Gute, fromme Sprüche — Religion für's Volk, wie die Fremden meinten."

„Das ist seltsam!"

„Wie so?"

„Es sind curiose Dinge da zu lesen!"

„Desto besser. Das Curiose vertreibt uns die Grillen."

„Aber weißt Du, Vater, daß diese leichten löschpapiernen Blätter grade so aussehen, wie eine gedruckte Revolution?“

„Was der Teufel — Revolution!“ fuhr Bogecz auf. „Wirklich Revolution? — Und noch dazu Revolution für's Volk? Für uns arme Schlucker, die wir blos dazu da sind, krumme Rücken vor den reichen übermüthigen Herren zu machen und uns zu ihrem Wohle die Haut über den Kopf ziehen zu lassen? — Du, das muß freilich eine wunderliche Revolution sein, die, so lange Polen steht und darin revoltirt worden ist, noch nie gedacht wurde. — Laß doch 'mal hören!“

Vater, Mutter und Tochter steckten lauschend die Köpfe zusammen und Jacob las mit vernehmlicher Stimme, aber äußerst langsam, folgende die ganze Aufmerksamkeit der Bauernfamilie erregende kurze Sätze:

„„Als Gott den Menschen schuf, nahm er dazu ein Erdenkloß, um anzudeuten, daß er nichts sei als Staub und dereinst wieder in Staub zerfallen werde.““

„„Alle Menschen sind Erde, also von gleichem Stoffe gemacht. Diese Einrichtung traf Gott in seiner Weisheit, damit alle Menschen vor ihm und unter sich gleich bleiben und Niemand sich jemals über einen seiner Brüder erheben solle.““

„„Blicket um Euch von Morgen nach Abend, von Mittag nach Mitternacht, und gebet Euch Antwort auf die Frage: Sind die Menschen noch alle gleich, wie zu Anfang der Schöpfung?““

„„Eure Antwort wird wie ein Donner des rächenden, richtenden Gottes über den Erdboden schallen und klingen wie das Zetergeschrei des Erzengels, der zu richten kommt über die Gottlosen: Die Menschen sind nicht mehr einander gleich! Brüder haben ihre Brüder verstoßen und zu Knechten gemacht! Brüder schwelgen von den Lebensmühen ihrer unterdrückten Brüder! Die Menschen haben sich aus Stolz und Herrschsucht geschieden in gebietende Herren und gehorsame Sclaven!““

„„Glaubt Ihr, daß der gerechte Gott dieser Ungerechtigkeit sich freut? Daß er einen

Wohlgefallen hat an der Klage und dem Jammer des Elenden? An dem üppigen, faulen Leben des herrischen Reichen?""

""Wisset, Ihr Unterdrückten, daß es Gottes heiliger Wille ist, diese unvernünftige Einrichtung der jetzigen Welt, die eine Folge ist der Einflüsterungen des Bösen, denen Einzelne ihr Ohr willig liehen, mit einem Male und für immer zu zertrümmern, damit auf den Schlacken dieser untergegangenen Welt ein gottgefälliger, verständiger und schöner Bau sich erhebe, in dessen lichten Räumen ein Jeder wohne als freier Mensch mit gleichen Rechten und Ansprüchen an das Leben.""

""Diese neue Welt ist nahe herbeigekommen. Gottes Boten schweben unsichtbar von Land zu Land, und wo ihre Fittiche rauschen, da entzündet sich das Licht der Erkenntniß in den Herzen des unterdrückten Volkes und vor seinen Augen beginnt es zu tagen.""

""Polen, das unglückliche, zerrissene, von drei gewaltigen fremden Herrschern gegeißelte Polen ist auserlesen von der Gnade Gottes, zuerst unter allen Völkern den Ruf nach

Freiheit Aller zu erheben und sich aufzulehnen gegen die, so es unterdrücken.""

„„Der ewige, heilige, allzeit gütige und gerechte Gott will, daß fortan der Bauer frei und unabhängig sein soll, wie der Freiherr und Graf, und daß er besitze gleich jenem, daß er lebe, wie sie. Darum wachet auf, Ihr Schlafenden, werdet sehend, Ihr Blinden, stehet auf, Ihr Darniedergeworfenen, und Ihr Alle, die Ihr arm, besitzlos, elend und geknechtet seid, reichet Euch als Brüder die Hände und handelt zusammen in Einem Sinne und nach Eines Willen! So Ihr dies thut, werdet Ihr wieder gleich sein den ersten Menschen im Paradiese und das Recht haben, Alles, was auf Erden läuft und kreucht, was ihrem Boden entsprosset, was in der Luft fleugt, in Meeren, Seen und Flüssen sich reget und beweget, ohne Hinderniß zu genießen und davon zu nehmen und zu verbrauchen, so viel einem Jeden gefällt.""

„„Dies ist der Wille des gerechten, gütigen, weisen und allmächtigen Gottes, den Euch kund thun seine Auserwählten. Seid

klug und schweigsam, berathet Euch untereinander als liebende Brüder und wenn der Ruf an Euch ertönt, den Willen des Ewigen zu Eurem eigenen zeitlichen und ewigen Wohle zu vollziehen, dann zeiget Euch nicht säumig, sondern folget denen, die Euch führen! Amen!""

Bogecz war, obwohl er gar keine Schulbildung erhalten hatte, doch ein von Natur empfänglicher Kopf, bei dem neue Ideen, die nicht zu sehr außer dem Kreise seiner Auffassungskraft lagen, schnell Eingang fanden. Er hatte erst vor Kurzem eine Kränkung erfahren, die sein edleres Selbst in seinen geheimsten Tiefen erschüttern mußte. Der besoldete Diener eines mächtigen und despotischen Herren hatte ihn fühlen lassen, daß er nichts sei, als ein ohnmächtiger Sclave, ein verachteter Hund, den man nach Belieben züchtigen und nöthigenfalls auch an die Kette legen darf. Er hatte ihn mit satanischer Schadenfreude einer Strafe wegen verhöhnt, die er erleiden mußte, weil er so frech gewesen war, ein paar halbdürre Kiefernäste abzubrechen, um sie als Feuerung heimzutragen. Und er hatte diese Ver-

höhnung vor seinen gleich ihm gedrückten Brüdern, sogar vor zwei Fremden, die sich ihm und Allen freundlich bewiesen, anhören müssen, ohne den schadenfrohen Buben bestrafen zu können!

Der Leser mag ermessen, welch unbeschreiblich tiefen Eindruck nach allem Vorhergegangenen die Lesung der Sätze und Aussprüche jetzt auf Bogecz, den an sich sinnlich heftigen und äußerst jähzornigen Mann, machen mußte. Obwohl diese so genannten „guten Sprüche" nichts weniger als göttliches Gepräge trugen, waren sie in Form und Sprache doch ganz geeignet, auf Naturmenschen zu wirken. Es sprach sich hier Zuversichtlichkeit in zwar etwas plumpen prophetischem Schwunge aus, der Schwung aber machte doch die Unbehilflichkeit vergessen bei dem, der nur den Sinn zu erfassen sich bemühte, nicht auf die Worte und deren künstliche Fügung, nicht auf logische Ordnung sah. Mehr Ordnung, mehr Kunst, mehr Geschmack würde die ungebildete Masse nur verblüfft, nicht ergriffen haben. Diese „Sprüche" aber wirkten wie ein Zauber. Sie

zündeten im Augenblick und in den Herzen von tausend und abertausend Bauern entfaltete der Fanatismus seine feuerflammenden Fittiche.

„Es ist wirklich eine Stimme Gottes, die aus diesen Blättern spricht," sagte Bogecz, nachdem sein Sohn mühsam die Lectüre beendigt hatte. „Wenn es in der Welt so zuginge, wie es da geschrieben steht, daß es sein und werden soll, hätte mich da der grausame Forstverwalter dürfen peitschen lassen, wie einen Hund? . . Brauchten wir dann Hunger zu leiden? . Robotten zu leisten, im Winter zu frieren und im Sommer vor Hitze zu verschmachten? . . . Nein, sag' ich, nein, und abermals nein! — Und Gott weiß und seine Heiligen, daß es anders werden soll, wenn —"

„Wenn sich die hochmüthigen Herren nicht vor uns demüthigen!" schrie kreischend die Alte dazwischen, ihren grauen Kopf mit den lebhaften schwarzen Augen in den Kreis des brennenden Spahnes so weit vorschiebend, daß die dunkellohende rauchige Flamme gespenstische Lichter auf das braune runzelige Gesicht des häßlichen Weibes warf. Sie glich

in diesem Augenblick einer jener grausigen Schicksalsschwestern, die dem ehrgeizigen Makbeth blutige Gedanken in seine wild bewegte Seele pflanzten.

Hedwig erbebte wirklich vor dieser Stimme ihrer Mutter, noch mehr vor dem entsetzlichen Ausdruck ihrer Züge. Sie faltete fromm die Hände über ihre Brust und schlug, die heilige Jungfrau um Hilfe anrufend, still betend ihre unschuldigen Augen zum Himmel auf. Jacob sah stier auf die verhängnißvollen Blätter und konnte offenbar mit seinen Gedanken nicht in's Klare kommen.

Bogecz stand auf und ging mit gebücktem Haupt in der niedrigen Stube auf und ab, wie ein gefangener Löwe in seinem Käfig. Endlich ermannte sich Jacob, raffte die Blätter zusammen und sagte, sie wieder auf den Tisch legend:

„Wird es auch gut thun, Vater? — Wir haben ja keine Macht!"

„Wir? — Wir keine Macht? — Du bist feig, Jacob, oder blind!"

„Das Volk ist die Macht!“ schrie Hela, die Mutter, und begann emsig die Spindel zu drehen, als könne sie damit ihre rebellischen Gedanken wieder beruhigen.

„Jacob,“ sagte Bogecz, die Hand auf die Schulter des Sohnes legend, „ich habe manchmal den Kopf geschüttelt, wenn der Pfarrer so großmächtiges Reden machte von den vielen Wundern, die noch täglich geschehen sollen; ich habe gelächelt, weil ich nichts davon sah. Jetzt aber bitte ich dem Manne das Unrecht ab, das ich ihm gethan habe in meinem Unglauben. Es geschehen noch Wunder!“

„Du hältst also diese Sprüche für göttliche Winke?“ fragte schüchtern Hedwig.

„Ja, mein Kind, und weil ich daran glaube, will ich schon Morgen mit meinen Freunden darüber sprechen. Geschieht dann, was uns hier prophezeit wird, so bleibt's dabei, ich wallfahrte nach Rom.“

In diesem Augenblick klopfte es laut an die Hausthure, die Bogecz bei seiner Heimkunft von Innen verriegelt hatte. Und so groß war die Furcht dieser an blinden Gehorsam

gewöhnten, eingeschüchterten Menschen, daß Alle erbleichten, Jacob zitternd die Papiere zusammenraffte und unter den Ofen warf, um sie jedem fremden Auge zu verbergen, und der starke, beherzte Bogecz behutsam die Thür öffnete und unter bangem Herzklopfen fragte, wer so spät und in solchem Wetter noch Einlaß begehre?

„Der Kaplan vom Schloß,“ lautete die kurze Antwort, und obwohl Bogecz die Absichten des nächtlichen Besuches nicht kannte, war dieser Mann selbst doch eine solche Respectsperson für ihn, daß er nicht eine Secunde gezögert haben würde, hätte er auch gewußt, daß ihm ein grausamer Tod bevorstände.

Bogecz schob mithin den Riegel zurück, verbeugte sich tief vor dem Priester und küßte das Gewand desselben. Dann erst geleitete er ihn nach der armseligen Wohnstube.

Zweites Kapitel.

Ein Priester.

Der Kaplan war ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, lang, sehr hager und von erschreckend bleicher Gesichtsfarbe. Sein schwarzes Haar trug er glatt gekämmt und fest anliegend an beiden Schläfen, was seine auffallende Blässe noch vermehrte.

„Ich werde Euch erschreckt haben, guten Leute," sagte der Kaplan, nachdem er die devoten Ehrenbezeugungen auch der übrigen Hausbewohner im Gefühl seiner Pflicht wohlwollend aufgenommen hatte, „allein die Hoffnung und der Wunsch, Euch eine große Freude unerwartet bereiten zu können, ließ mir keine Ruhe, und so bin ich denn trotz des abscheulichen Wetters aus der Gesellschaft im Schlosse

fortgegangen und in größter Eile hieher gelaufen.“

„Sie wollen uns eine Freude bereiten, und noch dazu eine große, Herr Kaplan?“ erwiederte mit ungläubiger Miene Bogecz. „Um Vergebung, darf man fragen, wie Sie dies anfangen wollen?“

„Etwa so,“ sagte der Kaplan, knöpfte seine vom Mantel verdeckte Sutane auf und wies den verdutzten Bauersleuten einen Brief.

Bogecz zuckte die Achseln. „Ein Brief!“ sagte er eher verdrießlich als erfreut. „Was kann uns ein Brief Gutes bringen! So viel ich deren erhielt in meinem Leben — und es waren ihrer nicht viele — habe ich mich noch jedesmal geärgert. Sie kosten Geld und ich habe kein Geld.“

„Dieser aber kostet kein Geld, Bogecz, und überdies, ahnst Du nicht, von wem er sein kann?“

„Gewiß von Bruder Nicol,“ fiel Hedwig lebhaft ein. „Es ist wenigstens über Jahr und Tag her, daß wir nichts mehr von ihm gehört haben.“

„Getroffen, meine Tochter!“ lächelte der Kaplan. „Nun, freust Du Dich nicht, Bogecz?“

„Nein,“ versetzte der eigensinnige Bauer trocken. „Nicol ist vornehm geworden in der Fremde und schreibt so vornehm, daß ich ihn nicht recht verstehe. Und außerdem kann ich nicht lesen —“

„So kann es Dein Sohn, und wenn dieser keine Lust haben sollte, bin ich selbst erbötig —“

„Ach ja, Herr Kaplan,“ unterbrach ihn Hedwig, „lesen Sie nur. Ihnen hört es sich so gut zu, — der Jacob, der nicht d'ran gewöhnt ist, stottert zu sehr.“

„Wenn Du's zufrieden bist, Vater Bogecz, so breche ich das Siegel.“

Der Bauer gab nickend seine Zustimmung und der Kaplan riß das Siegel auf, das sich schon einmal unter seinen geschickten Händen gelöst hatte. Indem er sich zu dem trüb brennenden Spahn niederbeugte, um die Schriftzüge besser sehen zu können, berührte die Hand des Bauers seine Schulter. Der Kaplan blickte auf.

„Wie kommt's, daß Sie den Brief erhielten? — Alle früheren Briefe Nicol's brachte der Bote eigenhändig in meine Hütte."

Am blitzenden Auge des Sprechers konnte man bemerken, daß Gedanken des Argwohns in ihm aufstiegen und selbst sein Glaube an die Ehrenhaftigkeit des Priesters wanken wollte.

„Des gnädigen Herrn Grafen hochwürdiger Herr Bruder hat eine ganze Menge Briefe durch einen außerordentlichen Boten an unsern Gebieter gesendet," erwiederte der Kaplan. „Unter ihnen befand sich auch dieses an Dich gerichtete Schreiben, das mir der Graf zu baldiger Bestellung überreichte."

„Nun dann, wenn's gefällig ist, Herr Kaplan, lesen Sie uns vor, was der Nicol mir zu sagen hat."

Der Priester beugte sich wieder über den Brief und las:

„Meine lieben Aeltern und Geschwister,

Seit mehr als zwei Jahren bin ich ohne Nachrichten von Euch, so daß ich wohl berechtigt wäre, an Euerm Wohlbefinden zu zweifeln, hätte mich nicht ein festes, unwandelbares

Vertrauen auf den Höchsten und seinen heiligsten Sohn, unsern Erlöser, beruhigt und mir wie eine in meinem Herzen erklingende Stimme zugerufen: Sei ruhig, Deinen Aeltern und Geschwistern geht es wohl. Sie besitzen Alles, was sie bedürfen!" —

„O!" unterbrach Bogecz den Vorleser. „Steht das wirklich genau so auf dem Papiere?"

„Zweifelst Du etwa, oder meinst Du, ich erfände mir etwas, um Dich zu täuschen?"

„Nun dann lassen Sie meinen Jacob einmal in das Geschreibsel gucken, damit er mit seiner Stimme, die ja doch auch so zu sagen die meinige ist, wiederhole, was Sie zuletzt gelesen haben."

Der Kaplan, obwohl etwas betroffen über diese Grille des Bauers, hielt Jacob das Schreiben vor und dieser las nun genau die mitgetheilten Worte noch einmal.

„Kann ich jetzt fortfahren?" fragte der Kaplan.

„Wie es Ihnen gefällig ist. Ich wollte zuvor nur hören, daß mein Sohn in der Fremde

vornehm geworden sei. — Es ist nun so ganz gut."

Ein forschender Blick des Priesters streifte den Bauer, dann las er weiter:

„Ich bin hoch erfreut und dem Herrn, von dem ja Alles kommt, zu unerschöpflichem Danke verpflichtet, daß ich Euch von mir dasselbe melden kann. Auch meine Wünsche sind in Erfüllung gegangen, meine Hoffnungen ihrer Vollendung nahe. Strenge Pflichterfüllung, nie wankender Gehorsam, aufopfernde Treue und gewissenhafte Ausübung meines Berufes verbunden mit eifrigem Willen für alles Gute und das sich mehrende Heil der Kirche haben mir die Liebe meiner verehrungswürdigen Vorgesetzten erworben. Das, was man hier Erziehung nennt, ist für mich bis zu einem gewissen Grade beendigt, denn vollkommen wird mit Ausnahme weniger Auserwählten Niemand. Die Gediegenheit dieser Erziehung soll ich nun erproben und zu diesem Ende werde ich sehr bald, vielleicht schon in den nächsten Tagen, zu einer Mission oder Sendung von nicht geringer Wichtigkeit ver-

wendet werden. Worin dieselbe besteht, weiß ich noch nicht, wüßte ich es aber auch, so dürfte ich doch nicht davon sprechen, weil die heiligen Geheimnisse der Kirche die tiefste Verschwiegenheit fordern. Ich kann Euch aber nicht sagen, wie groß, wie unaussprechlich groß meine Freude darüber ist, daß ich nun nach fünf langen Jahren der Prüfung und des Lernens von der Unthätigkeit zur Thätigkeit übergehen, daß ich wieder in die Welt treten und mit dem Leben in Berührung kommen soll. Weil ich nicht vorherbestimmen kann, wie lange mich diese Sendung von Rom entfernt halten wird, ist mir erlaubt worden, Euch, liebe Aeltern und Geschwister, zuvor nochmals zu grüßen und im Namen dessen, durch den allein wir Alles, ohne den wir nichts sind, zu segnen mit dem heiligen Segen der Kirche. Lebet wohl, bleibt zufrieden und fahret fort zu lieben

Euern Sohn

Nicol."

Rom, den 14 November 1844.

Als der Kaplan den Brief wieder zusammen faltete, sagte Bogecz, um doch nicht ganz zu schweigen:

„Sein Sie bedankt, Herr Kaplan, für Ihre große Güte und Zuvorkommenheit, denn obschon die Freude, die Sie mir zu bereiten gedachten, nicht so groß ist, wie Sie vermeinten, muß ich doch sagen, daß ich mich freue, von meinem Jungen wieder etwas gehört zu haben. Schriebe er was weniger geziert, mehr frisch von der Leber weg, wie wir armen und groben Leute es gewöhnt sind, so würd' es mir freilich lieber sein und mich auch mehr erquicken, denn es spräche dann zum Herzen. Weil's denn aber nicht sein kann oder soll, nun so faß' ich mich christlich und sage: Schön Dank!"

„Bedenke, Bogecz," erwiederte hierauf der Kaplan, „daß ein Seminarist nicht Alles, was er denkt und auf den Herzen hat, zu Papiere bringen darf. Das würde seiner geistlichen Ausbildung gar sehr hinderlich sein und die Uebung im Gehorsam schwächen. Dein Sohn schreibt, was Du zu wissen

brauchst. Du erfährst, daß er gesund ist, daß es ihm wohl geht, daß man ihn auserwählt hat, ein Werkzeug Gottes zu werden — ein Beweis, wie man ihn liebt und schätzt — bist Du denn damit noch nicht zufrieden?"

„Ja und nein, Herr Kaplan. — Wir ungelehrten Leute haben gern derbe Worte und Redensarten, die nicht auf Stelzen gehen, wie das Schauspielervolk zur Jahrmarkszeit, und doch schreibt der Nicol, der ehedem ein ganz strammer Bursche war, als hätte er ein Leben lang darauf studirt, die Worte recht künstlich zu setzen. — Nun es geht ihm gut, sagt er, mithin will ich's auch gut sein lassen. Könnt' ich den Jungen nur einmal noch sehen und umarmen, ehe ich vor Kummer und Sorgen oder auch vor Desperation in die Grube fahre!"

„Du sprichst da recht unchristlich, Vater Bogecz," sagte der Kaplan. „Anstatt Gott zu danken, daß er Dir Nachricht sendet so viele hundert Meilen weit von Deinem Sohne, murrst Du! — Wie kommt das, Bogecz? Du warst früher anders."

Der Bauer wechselte einen bedeutsamen Blick mit seinem Sohne. Dieser nickte mit dem Kopfe und zog sodann die unter den Ofen geworfenen Papiere wieder hervor. Bogecz nahm sie ihm ab und wandte sich wieder an den Geistlichen, der mit Aufmerksamkeit jeder Bewegung Jacobs gefolgt war.

„Sie sind unser Lehrer und Beichtvater, Herr Kaplan, und ein studirter kluger Herr," sprach der Bauer, „und als solchen, als einen Mann, vor dem mein Herz offen daliegt, muß ich Ihnen etwas mittheilen und eine Frage über eine Angelegenheit an Sie richten, die mich recht unwirsch gemacht hat schon den ganzen Abend."

„Du bist ein Narr!" raunte ihm Hela mit zornflammenden Augen zu. „Wenn er's anzeigt, kommst Du auf den Bau."

„Schweig, Mutter, und störe mich nicht," versetzte ruhig Bogecz und reichte die uns bekannten „Sprüche" dem Kaplan, indem er sagte:

„Lesen Sie das durch und sagen Sie mir nachher, was Sie davon halten und ob es

gut sein wird, sein Leben darnach einzurichten?"

Obwohl nun dieser gewandte Priester ein Meister in der Selbstbeherrschung war, konnte er doch schwer das Staunen verbergen, das ihn bei Ueberreichung der Flugblätter überfiel. Indeß faßte er sich schnell wieder und durchlas mit nachdenklicher Miene die sonderbaren Aussprüche, als sei ihm etwas ganz Neues geboten worden. Ruhig gab er sie dann dem Bauer zurück.

„Es steht nichts darin," sagte er ausweichend, „was bei vorsichtiger Befolgung nicht von Nutzen sein könnte."

„So dürfen wir also thun, wie uns hier befohlen wird?" versetzte Bogecz. „Und wir begehen kein Unrecht, wenn wir uns der grausamen Behandlung hartherziger Gebieter widersetzen?"

„Tyrannen stürzen zu helfen ist von jeher Pflicht aller Menschenfreunde gewesen," sagte der Kaplan. „Eine solche Pflicht kann nie veralten, nie abkommen, nur ist es nöthig, daß, ehe man sie ausübt, man sich auf die Frage:

wer ist Tyrann? Wer ist der grausamste Gebieter? genügende Antwort gebe! Dem polnischen Volke kann dies nicht schwer werden. Es darf nur seine Gegenwart mit seiner Vergangenheit vergleichen."

„Bei Gott und allen Heiligen," rief Bogecz mit den Zähnen knirschend aus, „um das zu wissen, braucht's weiter nichts, als ein gutes Gedächtniß! Und das, denk' ich, wird der Bogecz haben, wenn die Zeit der Wiedervergeltung kommt."

„Frische also täglich Dein Gedächtniß auf, mein Freund," sagte der Kaplan salbungsvoll, „damit es wachse, gedeihe und grüne, wie ein wohl gepflegter, mit erquickendem Quellwasser getränkter Baum, und kommt dann die Zeit gerechter Wiedervergeltung, so laß den Ruf, daran Theil zu nehmen, Deinem Ohr nicht ungehört vorüber streifen! — Lebe wohl! Gott beschütze Dich und Dein Haus und tröste Dich in bangen Stunden mit der Hoffnung, daß die Erlösung aus Druck und Knechtschaft nicht mehr fern ist!"

Mit diesen Worten gab der Kaplan der armen Bauernfamilie den Segen, Bogecz nebst Frau und Kindern küßten dem frommen Manne Hand und Gewand und der alte Bauer erbot sich, ihn bis zum Schlosse zu begleiten, damit er nicht unbeschützt durch die Schauer der kalten Sturmnacht gehen dürfe. Der Kaplan lehnte jedoch dies Anerbieten entschieden ab und verließ allein, wie er gekommen war, die ärmliche Hütte. —

Sichtlich erheitert kehrte Bogecz zu seiner Familie zurück, seine kleinen grünlichen Augen strahlten ein furchtbares Feuer aus, über das breite strenge Gesicht lief ein wild zuckendes Lächeln und indem er drohend die geballte Faust erhob, schrie er grimmig:

„Hurrah, ihr hochgebornen Fürsten, Grafen und Barone, benutzt noch die paar Tage, die Euch der Himmel mildthätig schenkt, um Euch den Wanst zu mästen! Wenn Ihr erst fett sein werdet, kommen die hungrigen Bauern, die ihr lange genug geschunden habt, und schlachten sich Euch zu Weihnachten oder Ostern in's Haus. Ha, ha, ha, ha! Junge, Mutter

und Du, Mädel mit den Magdalenenaugen, stoßt Alle an auf's lustige große Schlachtfest! Hurrah hoch!"

Bogecz ergriff die Branntweinflasche, setzte sie an den Mund und sog so lange daran, bis ihm die Thränen aus den wild rollenden Augen liefen. Jauchzend nahm die dämonische Hela die Flasche aus der Hand ihres furchtbaren Mannes und trank gierig und unersättlich, wie er. Ruhiger empfing sie Jacob, schaudernd und gezwungen Hedwig. Die weißen zierlichen Hände des sanften Mädchens zitterten, als sie dem Beispiele ihrer fürchterlichen Aeltern folgte. Absichtlich ließ sie die Flasche fallen, daß sie am Boden zerbrach. Hela schalt sie heftig, jagte sie mit Schimpfworten in ihre Kammer, las die Stücken zusammen und schlürfte begierig die übrig gebliebenen Neigen aus den gehöhlten Scherben. Dann setzten sich Vater, Mutter und Sohn wieder an den Ofen und unterhielten sich noch bis tief in die Nacht hinein über ihr eigenes und ihrer Mitbrüder trauriges Loos und über die Zukunft, die ihnen vom Himmel verheißen sei.

Drittes Kapitel.

Ein Adelszirkel.

Bevor wir dem Kaplan nach dem Schlosse folgen, müssen wir über den Briefschreiber einige Notizen einfließen lassen, die zum Verständniß des Folgenden nothwendig sind.

Nicol war der jüngste Sohn des galizischen Bauers Bogecz und in Folge von Zufälligkeiten, die an sich keine Bedeutung hatten, von dem jüngeren Bruder des Grafen Mierslewski aus der Taufe gehoben worden. Ob Vater Bogecz einen Hintergedanken dabei hatte, als er den Bruder seines Gebieters anging, Pathenstelle bei seinem Sohne zu vertreten, wissen wir nicht, gewiß aber ist, daß der menschenfreundliche junge Graf Alexander seinem Pathen sehr gewogen war, ihn als kleinen

Knaben häufig auf's Schloß nahm, seinen Geist frühzeitig weckte und ihn später auf seine Kosten unterrichten ließ. Der alte Bauer hatte natürlich nichts dagegen, überließ den jungen Nicol fast ausschließlich der Beaufsichtigung des Grafen und gab gern seine Einwilligung, als ihm dieser den Vorschlag machte, Nicol dem geistlichen Stande widmen zu wollen.

Der Sohn des Bauers hatte Anlagen, verachtete das Leben des armen Volkes, da er mehr im Schlosse des Grafen, als in der rauchigen Hütte seines Vaters wohnte, und fügte sich daher ohne Widerrede den Vorschlägen und Plänen seines liebreichen, vornehmen und mächtigen Pathen. Alexander hielt ihm einen Hauslehrer, Nicol war aufmerksam, begriff leicht und ergab sich mit Eifer den Studien. Er machte bewundernswürdige Fortschritte. Je mehr er aber lernte, je reifer sein Geist, je gediegener seine Kenntnisse wurden, desto mehr entfremdete diese neu gewonnene Lebensrichtung den zu geistigem Stolz hinneigenden Jüngling seinen Aeltern und Geschwistern. Bei seinen spärlichen und kurzen

Besuchen in der Hütte seiner Geburt ließ er deutlich merken, daß er ein Leben, wie seine Aeltern und Geschwister es führten, gering schätze, ja daß er selbst vor denen, die es geduldig ertrügen, ebenfalls keine große Ehrfurcht haben könne. Und so bildete sich denn zwischen Aeltern und Sohn eine Spannung, die üble Folgen nach sich ziehen konnte, wenn man nicht bei Zeiten Vorkehrungen traf.

Graf Alexander fühlte dies vor Allen und beschloß, den hochmüthigen Nicol, den er seines Geistes, seines Scharfsinns, seiner Klugheit wegen über Alles liebte, zu entfernen. Zugleich aber war es auch sein Wunsch und Wille, den gar zu üppig wuchernden Uebermuth des noch unreifen Jünglings frühzeitig zu beschneiden und ihn zu unbedingtem Gehorsam zu zwingen. Alexander war von Jesuiten erzogen worden, später selbst ein Jünger dieses Ordens geworden, hatte die Weihen empfangen und durfte, wenn er sonst Lust und Neigung zeigte, zu jeder Stunde sein weltliches Kleid mit dem geistlichen Gewand wieder vertauschen. Ihn drängte es, nach längeren Jahren Rom

wieder zu besuchen, wo er seine geistige und geistliche Ausbildung erhalten hatte, und um die weite Reise nicht allein machen zu dürfen, sollte der junge, aufgeweckte, jedem Eindruck so offene Nicol ihn begleiten, um durch seine Vermittelung das deutsche Seminar in Rom zu beziehen.

Nicol jubelte, als Graf Alexander seine Pläne vor ihm entfaltete und es dabei nicht fehlen ließ, den Ehrgeiz des Jünglings zu wecken, indem er ihm die Zukunft mit den glänzendsten Farben ausmalte, ja sogar eine Bischofsmütze als höchstes Ziel seines Strebens und Mühens vor den trunkenen Augen des jungen Menschen gaukeln ließ.

Im Herbste 1840 traten Graf Alexander Mierslewski und Nicol Bogecz, der Bauerssohn, ihre Reise nach Italien an. Von Aeltern und Geschwistern hatte sich Nicol ohne Schmerz getrennt. Es war ihm lieb, daß er sie nicht mehr besuchen, nicht mehr den Schmutz der Armuth sehen durfte, der sie umgab und den er so sehr verachtete. Gern willigte er darein,

von Zeit zu Zeit über sein Leben und Treiben brieflich Nachricht zu geben.

Solche Briefe liefen nun allerdings bisweilen ein, allein sie waren kurz, ohne Herz abgefaßt und kosteten sehr sehr viel Geld. Dies verdroß den Bauer Bogecz, der an Geld durchaus keinen Ueberfluß besaß und einige Male der Briefe seines Sohnes wegen sich in drückende Schulden hatte stürzen müssen. Kein Wunder, daß der heftige ungebildete Mann nicht recht zufrieden war mit Nicol, so sehr es auch seiner Eitelkeit schmeichelte, einen Sohn in Rom zu haben, der nach einigen Jahren als kluger Priester zurückkehren und irgend wo in Galizien einem Kirchensprengel vorstehen werde. Ganz ausgelassen vor Freude und übermüthig vor Stolz ward Bogecz aber, als Nicol ihm meldete, er sei eigenhändig vom Papst gesegnet worden. Irgend eine große kirchliche Feierlichkeit, wie sie in Rom so häufig vorkommen, hatte zufällig die Veranlassung dazu gegeben.

Ueber den Kostenaufwand des Briefes, der diese Nachricht brachte, beschwerte sich

Bogecz nicht, er trank sich zum Ueberfluß vor übergroßer Freude sogar einen Rausch und sprach seitdem häufig davon, daß, wenn Nicol nicht bald zurückkehre, er barfuß nach Rom pilgern wolle, um seinen Sohn dort in stolzer priesterlicher Tracht umgeben von dem blendenden Glanz des Papstthums zu sehen.

Seit jenem Briefe hatte der angehende Priester nichts mehr von sich hören lassen, auch den Grafen war keinerlei Nachricht von seinem Bruder zugegangen. Da traf endlich ein Eilbote aus Rom ein mit einer Depesche an den Grafen, die eine Menge anderer umschloß und auch den uns bekannten Brief Nicols an Bogecz enthielt. Wie kühl und herzlos dieses Schreiben abgefaßt war, und welchen unerquicklichen Eindruck es auf den Bauer machte, haben wir im vorigen Kapitel gesehen. Das Einzige, was Bogecz gefiel, war die Hindeutung auf eine in naher Aussicht stehende wichtige Sendung, die seine Vorgesetzten dem jungen Galizier übertragen wollten. So gern der Bauer etwas Näheres darüber zu erfahren gewünscht hätte, war er

doch zu sehr an Gehorsam gewöhnt, um mit Fragen in den Kaplan zu dringen und von diesem eine Antwort zu begehren, die er möglicherweise vielleicht auch nicht geben konnte. —

Indem wir dem Leser versprechen, ihn zu gehöriger Zeit mit Nicol genauer bekannt zu machen, folgen wir jetzt dem Kaplan auf seinem nächtlichen Wege und betreten zugleich mit ihm das Schloß.

Der blasse junge Mann stieg langsam die breiten hell erleuchteten Treppen hinan, schritt durch mehrere Gallerien und kam endlich in ein geheiztes Vorzimmer, wo mehrere Bedienten in goldstrotzenden Livreen sich müssig und plaudernd herumtrieben. Hier legte er Hut und Mantel ab und trat in den sehr geschmackvoll verzierten, überaus reich und glänzend möblirten kleinen Gesellschaftssaal, der in der Regel die Familie des Grafen und seine Freunde in den Abendstunden versammelte.

Die Gesellschaft war sehr klein. Sie bestand außer dem Grafen und seiner Gemahlin nur noch aus einem alten Herrn, dessen kriegerische Haltung und von Narben bedecktes

Gesicht den tapfern Krieger aus den Zeiten der napoleonischen Kriege verrieth, und einem jüngern sehr lebhaften Manne, der sich in einem wunderlichen Sprachgemisch unterhielt, offenbar, weil es ihm Vergnügen machte, durch diese Grille die Gesellschaft und namentlich die schöne Gräfin Emma in Verlegenheit zu setzen. Uebrigens war er ein Muster galanter Ritterlichkeit, dabei durchaus vornehm, voll Lebensgewandtheit und in allen Fächern des Wissens zu Hause. Es mochte schwer sein, einen vollendeteren Weltmann aufzufinden.

Diese aus vier Personen bestehende Gesellschaft saß an einem viereckigen Tische und spielte Boston. Auf schön gedrechselten Tellern aus gefärbtem Elfenbein hatte jeder Spieler ein Häufchen Dukaten neben sich liegen, ein Beweis, daß man an hohen Einsatz gewöhnt war und diesen erhöhten Reizes wegen vorzog.

Mierslewski sah flüchtig auf beim Eintritt des Priesters, fixirte ihn einen Augenblick und nahm ruhig die Karten auf, die ihm der lebhafte junge Mann mit wunderbarer Fingerfertigkeit zuschnellte.

„Sie sollten sich als Escamoteur sehen lassen, Stanislas,“ sagte die Gräfin, ihr Spiel ordnend. „Gewiß, Sie würden Glück machen und alle Mädchen unter achtzehn Jahren bezaubern.“

„Warum, meine Gnädigste, blos Mädchen unter achtzehn Jahren, wenn man so indiscret fragen darf? Ist mein Gedächtniß nicht ein sehr großer Schalk, so erinnere ich mich mit Ihrer gnädigsten Erlaubniß, daß sich achtundzwanzigjährige Frauen bis zur Schlaflosigkeit für mich interessirten. — Coeur, wenn's beliebt!“

Die Gräfin erröthete ein wenig, denn sie zählte genau achtundzwanzig Jahre und war, wie sie sich selbst gestehen mußte, nicht immer unempfänglich für die galanten Huldigungen des liebenswürdigen frivolen Weltmannes geblieben. Indeß verstand sie vortrefflich ihre Verlegenheit zu bemänteln und zugebend versetzte sie lächelnd:

„Wenn auch, Stanislas, Siege erkämpfen Sie nur auf grünem Felde.“

Die schalkhafte Dame betonte das Wörtchen „grün" dabei so seltsam und spöttisch, daß ihr Gegner nicht mehr in Zweifel bleiben konnte, was sie meinte.

„Gebt besser Acht, liebe Kinder," fiel der bärtige Krieger ein, „sonst macht Ihr heut Abend noch Beide banquerot. Ihr verliert schon wieder."

„Gnädige Gräfin werden zerstreut sein," bemerkte der Kaplan, der inzwischen einen Sessel an die Seite der liebenswürdigen Hausfrau geschoben hatte.

„Ah, Sie sind wieder zurück, lieber Joseph," lächelte die Gräfin, dem Priester ihre schmale alabasterweiße Hand reichend, an deren kleinem Finger ein werthvoller großer Brillant funkelte. „Die armen Leute waren gewiß recht vergnügt über Ihre Botschaft."

Joseph führte diese schöne warme Frauenhand an den Mund, ließ einen langen dunkeln Blick auf die mild zu ihm aufblickenden Augen der Gräfin fallen und erwiederte:

„Das Volk ist zu stumpf geworden, um wahrer Freude zugänglich zu sein."

„Ach was!" entgegnete Mierslewski. „Gebt ihm Branntwein vollauf und sie gebehrden sich wie Bacchanten."

„Wahrscheinlich, weil trunkener Muth die belebende Seele aller Bacchanten war," bemerkte der Kaplan bescheiden.

„Drum eben bin ich für gewaltsame Aufreizung durch kräftige Mittel," fiel der alte General ein. „Soll der Bauer die Hand für uns rühren, muß er zuvor in Noth und Elend, Jammer und Qual so tief hineingestoßen werden, daß er nur noch mit halbem Munde nach Luft schnappen kann. Also vorwärts auf dem Wege!"

„Sehr wahr, Herr General," erwiederte der Kaplan, „doch erlauben Sie mir bescheidentlich zu bemerken, daß bei dieser Erziehungsmethode große Diplomatie erforderlich sein wird. Ich habe so eben eine Entdeckung gemacht, die mich freut und doch auch betrübt."

„Eine Entdeckung?" sagten die drei Männer zugleich und ließen wie auf gegebenen Wink die Karten fallen.

„Lassen wir das Spiel,“ sprach die Gräfin. „Lust und Reiz sind verraucht. Hören wir lieber, was unser Kaplan auf seinem nächtlichen Spaziergange entdeckt hat?“

„Sicher ist ihm der Teufel begegnet in Gestalt einer hübschen kurzgeschürzten Bäuerin,“ flüsterte Stanislas der Gräfin zu, die jedoch dem frivolen jungen Manne mit Blick und Hand Schweigen gebot.

„Wirklich, Sie sind angegriffen,“ sagte Mierslewski theilnehmend. „Erzählen Sie, was Ihnen begegnet ist.“

„Sie werden sich noch des Briefes aus Paris erinnern,“ sprach Joseph, „in welchem die Rede war von einem Aufruf, den man für die Bauern verfassen wollte. Man sprach von praktischer Verarbeitung communistischer Ideen, um durch so starke Reizmittel die rohen Gemüther aufzuregen und für die Sache des Vaterlandes zu gewinnen.“

„Sie meinen den Bauernkatechismus?“

„Ich glaube, man nannte das projectirte Product so. Nun, heut Abend hab' ich einige Artikel daraus gelesen.“

„Sie —! Und bei Bogecz?“ rief Mierslewski.

„Ja, Herr Graf. Ich selbst, und bei Bogecz, dem Bauer, Ihrem Unterthan. Der Mann sah furchtbar aus, als ich die verlockenden Sprüche, die ihm und seinen Brüdern ein irdisches Paradies verheißen, still prüfend überflog.“

„Und wir, die Herren des Landes, wissen nichts davon? Wie sind diese Schriften in's Land gekommen?“

„Auf dem gewöhnlichen Wege — durch unsere weinreisenden Freunde aus Bordeaux. — Uebrigens waren Sie längst davon unterrichtet. — Der Brief aus Posen von meinem Freunde Emanuel —“

„Radotirte etwas von so genannten Sprüchen, Abendgebeten für den Landmann, ganz Recht. — Sollten darunter die erwähnten Blätter gemeint sein?“

„Ohne Zweifel, Herr Graf. Auch weiß ich genau, daß Emanuel mir eine Zusendung versprochen hat, und zwar früher, als die Vertheilung an's Volk geschehen sollte. Warum

diese bis jetzt nicht eingetroffen, ist mir in der That räthselhaft und — —"

„Nun — und —?"

„Läßt mich zufällige Ueberrumpelung oder — — absichtlichen Verrath fürchten."

„Nicht doch, lieber Joseph, Sie sehen zu schwarz," sagte die Gräfin mit schöner Gefühlsaufwallung. „Unter den verschworenen Polen lebt kein Verräther."

„Aber unter den besoldeten und erkauften Zwischenträgern, deren man sich leider bedienen muß"

„Auch diese sind lauter erprobte, zuverlässige Leute, der polnischen Sache mit eben so tiefem heiligen Enthusiasmus ergeben, wie die edelsten Adelsgeschlechter."

„Sehr wahr, mein gutes Kind," bemerkte der General, „nur leider sehr oft blos so lange, als sie ein Anderer nicht besser bezahlt. Ich kenne das, Herzchen, von unserer letzten glorreichen Revolution her, deren Jahrestag wir heut still begehen. Gold ist verführerisch und leider kann das Ohr vieler Polen eben so leicht bethört werden von dem Geklingel dieser runden

zierlichen Goldstückchen, wie von dem Donner der Kanonen. — Aber hoffen wir das Beste!"

„Man muß unverweilt — von Morgen an die genauesten Nachforschungen anstellen," sagte Mierslewski.

„Dafür möchte ich ebenfalls stimmen," fiel der Kaplan ein. „Wahrscheinlich ist Emanuel durch irgend einen Zufall abgehalten worden, diesen Bauernaufruf auf gradem Wege uns zuschicken zu können. Er wird vorgezogen haben, einen unserer Freunde damit zu beauftragen und so könnte es wohl möglich sein, daß wir die Verbündeten tief im Lande eher mit den Machinationen der Emigration vertraut sähen, als uns selbst, so nahe den Grenzen."

„Gewiß, gewiß, — so wird es sein," sprach Mierslewski zerstreut und offenbar mit andern Gedanken beschäftigt. „Aber die Bauern — die Bauern! — Sie mußten doch vorbereitet werden."

„Ohne Zweifel, Herr Graf, und die Emissäre der Emigration waren vortrefflich instruirt. — In der Schenke mischten sie sich unter das zechende Volk, traktirten es und ver-

theilten dann die entflammenden Schriften in zahllosen Exemplaren. — Der heutige verhängnißvolle Tag — die Branntweinbegeisterung — die Freigebigkeit Fremder — endlich die glänzenden Verheißungen, die ihnen gemacht werden — in der That, wenn solche Saat unter solchen Umständen ausgestreut, verkümmerte, dann wahrlich verdiente das polnische Volk mit der Wurzel für ewige Zeiten ausgerottet zu werden!"

„Im Gegentheil, es wird sich erheben und glänzend auferstehn!" sagte die Gräfin mit begeistertem Prophetenblick.

„Reizende Cassandra!" lächelte Stanislas und zündete sich eine Cigarre an.

„Sie sind kein Pole mehr, Sie sind ein Entarteter," schmollte die Gräfin.

„Sagen Sie ein Kosmopolit, meine Gnädigste, und sie sprechen die volle Wahrheit. Ubi bene, ibi patria ist mein Wahlspruch; und wirklich, ich habe schon einige Male gefunden, daß Luft, Himmel und Clima am Genfersee weit angenehmer sind, als in den unendlichen Wäldern Polens und Gali-

ziens. Man sorge vor Allem dafür, daß es nicht an Geld fehlt, ist dies im Ueberfluß vorhanden, so mache ich mich anheischig, Ihnen überall, sei's im Süden, Norden, Osten oder Westen Heimath und Vaterland zu schaffen. — Ich liebe Polen, bei Ihrer Schönheit, Gnädigste, aber weshalb ich mich aus Liebe zu einem bloßen Stück Land wie ein toller Hund soll todt schießen lassen, begreife ich nicht. — Darum bin ich nie für Revolution gewesen. — Klug leben und klug handeln und dabei thun, als kümmere Einem die ganze Welt nichts, ist eine weit anmuthigere und praktischere Philosophie, als Euer heimliches Intriguiren und Spioniren. Es lebe die Freude, das Glück, der Reiz und Genuß und vor Allem — das Gelingen! Im Gelingen bin ich Euer, bei meinem Leichtsinn, im Verlieren reiß' ich bei Zeiten aus und mache anderswo für Euch den Regimentsquartiermeister."

„Laßt ihn reden, Kinder," sprach der General, „kommt es zum Handeln, so wird er nicht der Letzte sein, der mit drein schlägt."

Stanislas wiegte sich nachlässig in seinem weichen Lehnstuhle und summte leise die Melodie des Volksliedes „Noch ist Polen nicht verloren.“ Die Gräfin war verstimmt und zählte, um ihren Unmuth zu verbergen, wiederholt die auf dem Tische zerstreut umherfliegenden Kartenblätter. Der Kaplan beobachtete aufmerksam den leichtfertigen jungen Mann. Sein scharfer Blick schien auf den abgespannten, lebensübersättigten Gesichtszügen desselben zu lesen. Dann wandte er sich zu Mierslewski und nahm das Gespräch wieder auf.

„Mich däucht,“ sagte er, „man wird im Einverständniß mit der Sache unserer Nation handeln, wenn man den Bauer nur langsam bearbeitet und ihn auf die eigentlichen Urheber seines Elendes aufmerksam macht. Einige Zeit gehört dazu, denn das gemeine Volk begreift langsam. Wollte man es bestürmen, so könnte es sich im Augenblick der That leicht in der Person vergreifen und böse Irrungen veranlassen.“

„Sie haben also den Bogecz ermahnt, dem Aufrufe Folge zu leisten?“ fragte Mierslewski.

„Nicht gradezu, Herr Graf, nur limitirend. — Der arme Teufel fragte mich in seiner bestialischen Aufregung, an welcher der genossene Branntwein mehr Schuld sein mochte, als der Aufruf, was ich von den „guten Sprüchen" halte und ob man sie buchstäblich befolgen dürfe, ohne sich einer Sünde theilhaftig zu machen? — Entschiedenes Verbieten würde ihn mißtrauisch gegen mich gemacht, meine geistliche Gewalt geschwächt haben. Davon also rieth schon die Klugheit ab, selbst dann wenn andere Gründe mich zu entgegengesetzten Handeln hätten bestimmen können. Ich glaubte daher ganz im Sinne unserer emigrirten Freunde, zum Besten des Landes, für's Gedeihen unserer großen Pläne und als Priester zu handeln, wenn ich dem Bauer wiederholtes Lesen der empfangenen Sprüche anempfahl und mit wenigen Worten auf seine wahren Tyrannen hindeutete. — Diese Vorsicht wird uns von Nutzen sein, denn ich werde gelegentlich in meinen Kanzelvorträgen auf dasselbe Thema zurückkommen und dem blinden Volke

alsdann den Staar stechen, wenn es nöthig sein sollte.“

„Damit die Regierung Sie vom Altar weg als Revolutionär kann arretiren lassen,“ sagte Stanislas trocken. „Priesterweisheit ist doch bewundernswürdig naiv! Ich gratulire zu Ihrer ersten Revolutionspredigt!“

„Immer spotten Sie, Herr Baron Sembronowski,“ versetzte der Kaplan, „Sie werden doch trotz Ihres Sträubens noch eine sehr gewichtige Rolle in den Ereignissen spielen, die mit eminenter Geistesüberlegenheit von den Freunden des Vaterlandes vorbereitet werden.“

„Das wäre! — Zum Beispiel etwa?“

Stanislas blies mit großer Beharrlichkeit eine Kette feiner blauer Rauchringe langsam in die Luft, daß die duftige Guirlande wie eine verfließende Wolke um die mattgeschliffene Glaskugel der auf der Mitte des Tisches stehenden Lampe schwebte.

„Sie werden zum Beispiel einen kleinen Theil der Kriegskosten tragen helfen,“ sagte der Kaplan mit großer Bestimmtheit. „Da Sie reich sind und buchstäblich nicht wissen,

was Sie mit Ihrem vielen Gelde anfangen sollen, ist es gewiß der geringste Dienst, den Sie dem Vaterlande leisten, wenn Sie ihm einige Capitale vorschießen, um die etwas kostspieligen Hebel, die es braucht, davon anschaffen zu können."

„Vortrefflich, mein Werthester! Ich bewundere Ihren Scharfsinn, wie Ihre Erfindungsgabe, und als reiner Verehrer so seltener Eigenschaften, Herr Kaplan, würde ich mir das Vergnügen machen, Ihre Vorschläge bestens zu acceptiren, hätte ich nicht das ganz kleine Unglück, gewissermaßen unter Curatel zu stehen! — Mein Ruf als Lebemann hat mir diese Fatalität zugezogen und seitdem muß ich mich jährlich mit 600000 Gulden polnisch begnügen. Kann ich Ihnen von dieser Summe mit einem Darlehn von tausend oder funfzehnhundert Gulden dienen, so werde ich mich durch Annahme desselben sehr geschmeichelt fühlen."

Stanislas verneigte sich bei diesen Worten spöttisch gegen den Priester. Dieser behielt

aber seine unerschütterliche Ruhe und entgegnete ohne Zögerung:

„Es war mir wohl bekannt, daß man Ihrer Lebenslust diesen heilsamen Zügel angelegt und Ihren nächsten Verwandten, den Grafen Michael Sembronowski, zum Verwalter Ihres Vermögens ernannt hat. Der Herr Graf ist Protestant und sehr streng gegen verschwenderische Katholiken, wie Sie. Sollte nun aber der Fall eintreten, daß dieser strenge Protestant in den Schooß der Mutterkirche zurückkehrte, so würde er gewiß nicht anstehen, einem Unternehmen, das Wiederherstellung der polnischen Nationalität und Größe, so wie Herrschaft der katholischen Kirche erzielt, all seine unermeßlichen pecuniären Kräfte zu leihen, mithin auch Sie mittelbar an dem großen Befreiungswerke theilnehmen zu lassen.“

„Ha, ha, ha, ha!“ lachte Stanislas. „Mein Onkel, der grämliche, geizige Pietist zum Katholicismus übergehen! — — Ha, ha, ha! — Eher will ich an die Möglichkeit glauben, daß ich Karthäuser werde und meine schöne Muhme hier, deren weiche Hand Laien

und Priester gleich gern küssen, mit plumper Bauernkappe ihre glänzenden Locken verhüllt! — Verzeihen Sie, Schönste, dieses frevelhafte Glaubensbekenntniß!"

„Wetten Sie, Herr Baron?" fragte der Kaplan scharf.

„Mein halbes Vermögen!" rief Stanislas lustig.

„Ach laßt die Possen, Kinder!" sagte der alte General. „Was kann doch dabei herauskommen!"

„Ein paar Millionen Kriegskosten, Excellenz," versetzte der Kaplan. „Nun denn, es gilt, Herr Baron. — Wir schreiben heut den 29. November. Gut. — Wenn also binnen Jahresfrist Ihr Onkel, der Graf Michael Sembronowski freiwillig zur katholischen Kirche übergegangen ist, gehört die Hälfte Ihres Vermögens dem polnischen Staate, d. h. Sie verpflichten sich, es als Darlehn dem Staate zu beliebiger Verwendung zu überlassen."

„Zu Patronen oder Confect, zu Damenschuhen oder Mazurkastiefeln, ganz nach Belie-

ben! — Bei meiner lustigen Seele, der Spaß ist suberb!“

„Meine Herren,“ sagte der Kaplan immer gleich kühl und ernst, „Sie sind Zeugen unserer Wette! Ich erlaube mir jetzt mit Genehmigung der gnädigen Gräfin, eine Notiz darüber in mein Taschenbuch zu schreiben, damit ich die näheren Umstände nicht vergesse.“

„Schreiben Sie, schreiben Sie!“ lachte Stanislas. „Und wenn Sie eine Million Bogen Briefe an all' Ihre Obern und den Papst selbst schreiben wollten, meinen Onkel machen Sie damit nicht katholisch!“

Der Kaplan steckte sein Taschenbuch wieder ein. Er stand auf und verbeugte sich ceremoniös gegen die Gesellschaft. Dann wendete er sich mit der Freundlichkeit eines Höflings zu dem Baron und sagte:

„Heut über's Jahr Abends acht Uhr, wenn die gnädige Gräfin Sie beim Theetisch erwartet, werden Sie beglaubigte Antwort erhalten.“

Er verbeugte sich nochmals und zog sich in seine abgelegenen stillen Zimmer zurück.

Viertes Kapitel.

Kalugi.

Auf seinem Zimmer angekommen ging der Kaplan einige Male sinnend auf und nieder, erschloß dann einen Secretär und nahm eine Hand voll erbrochener Briefe heraus, mit denen er sich an seinen Schreibtisch setzte. Einige derselben las er aufmerksam durch, Andere überflog er nur und manche warf er gleichgiltig bei Seite. Bei dieser Beschäftigung hielt er folgendes Selbstgespräch:

„Ghiberti hat unstreitig den richtigsten Weg eingeschlagen, so sonderbar er auch auf den ersten Anblick erscheint. Fanatisirung der Massen gibt uns Macht und Herrschaft wieder und muß die katholische Kirche über alle Andersdenkende für immer triumphiren lassen. —

Der reformatorische Lärm in Deutschland, die alberne Puppenkomödie in Laurahütte, die ein ungezogener Knabe ersonnen hat, weil er zu beschränkten Geistes ist, um die tiefsinnigen Lehren und Anordnungen unserer Kirche begreifen zu können, gibt eine Gelegenheit, wie sie günstiger der schlaueste Geist nicht hätte erfinden können. — Schweigen, immer Schweigen und kein Wort der neuen Häretiker, die sich im ersten Siegestaumel unklug genug gebehrden, verloren gehen lassen, ist die weiseste Politik. — Man sammelt diese Worte und streut sie behutsam unter das Volk, nachdem man es vorher geistig gehörig präparirt hat!... Das wird und muß Frucht bringen, muß die Gläubigen empören, die Ruhigen zittern machen... Furcht und Wuth aber handeln nie besonnen — lassen sich leiten — wünschen es sogar — und wo fänden sich dann bessere Rathgeber und Führer, als unter den sie belehrenden Priestern? — Da hätten wir also unbeschränkte Macht über unsere eigene Heerde und das Recht in Händen, je nachdem es die Klugheit erheischt, heimlich gegen die neuen Ketzer

zu machiniren. — Kommt noch, woran nicht zu zweifeln ist, ein Aufstand des ganzen ehemaligen Polen in Jahresfrist zu Stande, so gehen die Sachen vortrefflich. — — Wir schießen dann auch Bresche in die stolzen Mauern der uns feindlichen griechischen Kirche, die schon seit langen Jahren kein Hehl mehr daraus macht, daß sie mit uns Kampf wünscht auf Leben und Tod. — Nun wohlan denn, heran Ihr Popen und Metropoliten! Heran Du übermüthiger Czaar der europäischen und asiatischen Bärenzone! Immer füttere Deine Adler, daß sie Muth bekommen, gegen das blendende Kreuz der Kirche Petri zu fliegen! . . . . . Und wie geschickt arbeiten unsere emigrirten Freunde in Paris, freilich gegen ihren Willen und ihr eigenes Interesse, uns in die Hände! — O wir kennen Euch, kennen Euch bis in die dunkelsten Falten Eurer patriotischen Herzen! . . . Wir wissen sehr wohl, daß Ihr nur aus Noth Freunde unserer Gesellschaft geworden seid, — daß Ihr uns zu gebrauchen gedenkt, um zu reussiren, und die freundliche Absicht hegt, nach errungenem Siege uns mit spärlicher Grati-

fication wieder abzufinden. . . Dieser Calcul, den die Brüder in Rom sehr richtig durchschaut haben, dürfte an einem ganz kleinen Bruche scheitern. — Es wäre möglich, heldenmüthige Stammes- und Landesverwandte in Paris, daß die stillen Väter der bescheidenen Gesellschaft Jesu Euch benutzten, während Ihr sie zu gängeln wähnt! Und es läge nicht ganz außer den Gränzen der Wahrscheinlichkeit, daß bei irgend einem Fehltritt des Zufalls, wie sie im politischen Leben unvermuthet vorzukommen pflegen, Ihr die Getäuschten und Besiegten bliebet und unsere Brüder unter allen Umständen ein bedeutendes Glücks- und Siegesloos zögen! — — Gewiß es ist so und Ghiberti mit seinen treuen Freunden verdient vollkommen die Lobsprüche, die ihm der General gemacht hat. . . . Aber laß sehen! Was schrieb mir der vortreffliche Freund doch von einer zu haltenden Versammlung?“

Abermals durchblätterte Joseph die Briefschaften, nahm ein kleines zusammengefaltetes Couvert von Seidenpapier auf und warf einen forschenden Blick hinein. Ein Schatten zwei-

felnden Denkens glitt über seine weiße Stirn. Er ließ die Hand mit dem Briefe sinken und die Augen auf die still brennende Lampe heftend, sagte er:

„Hm! — Eine Zusammenkunft aller auswärtigen Ordenskräfte in der heiligen Stadt wünschen die Obern, wünscht selbst Seine Heiligkeit? — — Und weiter nichts als dieser Wunsch ist hier ausgesprochen, — Wunsch und Zeit, zu der er sich verwirklichen soll. — Im Juli — im Todesmonat unseres Ordensstifters. — — Das ist mir Beweis genug, daß etwas sehr Wichtiges, etwas Weltbewegendes, Weltumgestaltendes berathen und unternommen werden soll. . . . Und Antwort wünschen die Brüder — „Nur ein Wort" schreibt Ghiberti — und „binnen Monatsfrist!" — — — Zwar bin ich hier fast unersetzlich — es lebt Niemand in der Nähe, dem ich mich ganz enthüllen und mithin die geheime oberste Leitung unserer Angelegenheiten übertragen könnte — allein — noch wichtiger als die Beaufsichtigung hiesiger Lande ist unstreitig eine so lange voraus angesagte und vorbereitete

Versammlung der Brüder aus allen Zonen, und so werde ich denn kommen. Hier meine Zusage, würdigster Bruder Ghiberti."

Der Kaplan brach mit fester Hand einen Briefbogen und meldete dem Secretär des Generals mit wenigen Worten seine Ankunft zu der bevorstehenden Versammlung. Er siegelte den Brief, verschloß ihn vorsichtig in ein Portefeuille und begab sich dann beruhigt und zufrieden mit seinen Handlungen und Entschlüssen zur Ruhe. —

Mit dem Grauen des Morgens ward es lebendig auf dem Schloßhofe. Der Graf wollte bei Zeiten aufbrechen, um einige eng Befreundete zu besuchen, deren Schlösser mehrere Meilen weit entfernt waren. Von ihnen gedachte er Genaueres zu erfahren über die Beschlüsse der Emigration, deren letzt gethane Schritte ihm etwas bedenklich schienen.

Es hatte während der Nacht gefroren und einige Zoll hoch Schnee geworfen. Die Luft war nach Mitternacht still geworden, der Himmel ganz mit schweren blaßgrauen Schneewolken bedeckt. Im Dorfe krähten die Hähne

unermüdlich und die Hunde antworteten einander in regelmäßigen Pausen durch schallendes Gebell.

Stallknechte bespannten eine leichte Kalesche mit vier prächtigen Apfelschimmeln, die vor Muth und Lebenslust wieherten und den gefrorenen Schnee aufscharrten. Ein bärtiger Kutscher, jung und kräftig, schwang sich behend auf den Bock, ein Kammerdiener stand harrend am Kutschenschlage. Beide trugen statt der Livrée kurze Pelzröcke mit Schnuren besetzt und pelzverbrämte dunkelrothe Confederatkas.

Nach Verlauf einiger Minuten trat der Graf, von dem General begleitet, aus dem Portal des Schlosses, stieg die breiten Treppenstufen leichten Fußes herab und kehrte sich, ehe er in den Wagen sprang, nochmals um. Das edle zarte Gesicht der Gräfin lächelte freundlich ein Lebewohl auf ihn herab, Mierslewski grüßte ritterlich und schwang sich, dem General folgend, in den Wagen. Im Galopp flog das leichte Fuhrwerk durch das Schloßthor, die breite Ulmenallee hinab auf die Heerstraße, die quer durch die ärmlichen Hütten und

sogenannten Höfe des Dorfes führte. Ein schwerer dicker Rauch umhüllte die niedrigen beschneiten Dächer, was seinen natürlichen Grund in dem fast allgemeinen Mangel an Feueressen hatte. Man sah in der Regel nur eine runde oder vieleckige Oeffnung im Strohdach, aus der einige Pflöcke hervorragten. Diese Pflöcke sollten die Feueresse ersetzen oder doch die Stelle bezeichnen, wo sie hätte angebracht sein sollen.

Hin und wieder waren einzelne Bewohner des Dorfes vor den Häusern beschäftigt. Diese verbeugten sich tief vor dem vorbeisausenden Viergespann und riefen in polnischer Sprache ihrem Herrn den üblichen Morgengruß zu. Mierslewski würdigte sie keines Blickes und die armen ungebildeten Bauern, seit undenklichen Zeiten an solche Behandlung gewöhnt, schienen ebenfalls nichts dabei zu denken, wenn ihre stumpfen Gesichtszüge sie nicht Lügen straften. Nur in den Blicken der unter buschigen Brauen versteckten Augen funkelte eher die Flamme des Hasses als der Liebe.

Auch Bogecz stand vor dem Thorwege seines Hofes und sah fragend in die langsam nach den verschleierten Karpathen ziehenden Schneewolken. Sein Blick konnte eben so gut eine Frage an Gott sein, in der sich eine heiße glühende Bitte um Gerechtigkeit verbarg, als ein gleichgiltiges Aufschauen nach dem Wetter. Als er die Kalesche des Grafen gewahrte, zog er seine Mütze, grüßte respectvoll und verbeugte sich nach Landessitte. Der Graf ließ halten.

„Guten Morgen, Bogecz,“ sprach er mit herablassender Freundlichkeit, die ihm in guten Stunden gar wohl zu Gebote stand. „Gewiß hast Du vor Freude über den Brief Deines Sohnes nicht schlafen können? — Tausend, der Nicol wird eine glänzende Carrière machen! Er kann noch einmal Papst werden, Bogecz.“

„Will's Gott, bei meinen Lebzeiten nicht, Ew. Gnaden,“ versetzte Bogecz mit einer Stimme, in der von freudiger Bewegung wenig zu spüren war. „Mir ist's schon nicht recht, daß er Priester geworden und so weit in die Welt gegangen ist.“

„Ach, was fällt Dir ein! Ein junger Mann, der künftig einmal das Volk belehren will, muß in die Welt. Das verstehst Du nur nicht.“

„Mag sein, gnädigster Herr Graf, es macht mir aber doch keine Freude.“

„Warum nicht?“

„Weil der Nicol unterwegs das Herz verloren hat.“

„Dummes Zeug!“

„Oder vielleicht haben sie's dem armen Jungen auch geraubt — ich weiß es nicht! — Kurz und gut, das Ding, das da unter unsern linken Rippen klopft und stößt, ist fort — auf und davon geflogen, wie ein Rothkehlchen, dem man die Flügel nicht verschneidet! — Weiß der Teufel wer die verfluchten Diebe sein mögen! — Wüßte ich sie, beim ewigen Tod, sie sollten in Zeit und Ewigkeit an die Fäuste des alten Bogecz denken und der wunderthätigen Maria von Czenstochau vor Angst tausend Wachskerzen geloben!“

„Ich sehe schon, Du hast böse Träume gehabt, Bogecz. Leg' Dich nochmals auf's Ohr und schlaf' aus. Es gibt ja ohnehin ein

paar Tage nichts zu thun. Adieu, Alter und einen guten Morgen an Deine hübsche melancholische Tochter! — Ich sage Dir, Bogecz, das Mädchen muß heirathen und das bald, sonst verwelkt sie, wie eine Wasserlilie in der Sonne! — Sieh Dich 'mal um nach einem Bräutigam — ich wüßte ganz nette Bursche, z. B. den Forstverwalter beim Grafen Domski."

Bogecz sah seinen Gebieter mit unbeschreiblichen Augen an, ohne ein Wort zu erwiedern, der Graf aber grüßte nochmals herablassend und der leichte Wagen rollte im Galopp weiter.

„Dieser Alte," fuhr Mierslewski zu dem General gewendet fort, „ist in seiner Art ein Original. Der Mensch hat zwar in seinem Leben nichts gelernt, aber an gesundem Menschenverstande, selbst an einem gewissen Scharfsinn fehlt es ihm nicht. Schade, daß man ihm die Bauernhaut nicht ausziehen und eine neue frisch gemachte Menschenjacke anziehen kann! An seinem Starrsinn scheitert der beste Wille, die allerausdauerndste Gutmüthigkeit! — Er ist Schuld, wenn die Tochter, ein wirklich

hübsches zartes Kind, unglücklich wird. — Sie liebt und doch wagt sie nicht, ihre Liebe dem Vater zu gestehen, weil sie weiß, daß ihr Auserwählter dem Vater verhaßter ist als alle Teufel zusammengenommen. — Nun wir wollen sehen, was mein so von ungefähr hingeworfenes Wort für Folgen haben wird."

Nach vierstündigem scharfen Fahren erreichten die beiden Polen den Stammsitz des Grafen Kalugi, ein Gebäude aus dem sechzehnten Jahrhundert, in halb gothischem Geschmack, mit vielen Thürmchen, Spitzen und Zacken versehen. Der Bau war unregelmäßig, aber von malerischem Aussehen, die einzelnen an und durch einander geschobenen Flügel bildeten ein compactes imposantes Ganze. Ueber dem Haupteingange erhob sich ein dicker runder hoher Thurm, der in einer flachen Zinne, um die mittelalterliche Schießscharten liefen, endigte. Auf dieser Zinne wehte an hohem Flaggenstock das Wappen des stolzen Grafen. Der Raum unmittelbar unter dem flachen Dache war wohnlich eingerichtet und der Aufenthalt des Burgwartes. Hier schwebte vor einem der

gothischen Fenster hoch über Schloß und Hof ein colossaler eiserner Korb, in dem der Graf bei stürmischer Winterzeit ein lohendes Kienfeuer anzünden ließ, damit in Schneegestöber oder Nebeldunst sich Verirrende doch Einen Leitstern haben möchten, auf den sie lossteuern könnten. Dieses Leuchtfeuer mitten im Lande war unter dem Volke allgemein bekannt unter dem Namen „das Auge von Melosgora.“

Graf Kalugi empfing die Freunde mit offenen Armen. Man schien mehrere Gäste zu erwarten, denn im Schlosse war große Bewegung unter der Dienerschaft und ein schwelgerisches Gastmahl ward vorbereitet.

„Willkommen, Graf, willkommen Herr General auf Melosgora!“ sagte Kalugi, die Freunde Arm in Arm die Treppe hinauf geleitend. „Sie kommen zu rechter Zeit, um die überraschendsten und — ich kann wohl auch sagen — die erfreulichsten Neuigkeiten zu hören. Aber davon nachher, wenn die Uebrigen, die ich erwarte, herein sind. Auf Sie, meine Wackeren, hatte ich nicht gerechnet, sonst hätte ich ebenfalls einen Eilboten abgeschickt.

Aber man muß auch vorsichtig sein, da leider nicht jedem Diener zu trauen ist."

Ein mit asiatischem Luxus ausgestattetes Gemach nahm jetzt die Freunde auf. Der Schloßherr klingelte und alsbald wurden als stärkender Imbiß ein ausgesuchtes Frühstück und feuriger Tokaier aufgetragen. Der Graf entließ den Diener und machte selbst den Mundschenk.

„Zuerst ein volles Glas auf das Gelingen unseres glorreichen Unternehmens und auf den Untergang unserer Feinde! Auf daß sie ewig verflucht seien!"

Er leerte sein Glas auf einen Zug, Mierslewski und der General blieben nicht zurück. Dann schüttelten sich die drei Männer mit ernster Miene die Hände.

„Gott Lob, endlich ist es so weit!" rief Kalugi, neben dem General auf breiter schwellender Ottomane Platz nehmend. „Endlich sind die Knoten geschürzt zu dem Netze, in dem sich diese verhaßten Oesterreicher und Deutschen wie Drosseln fangen sollen! — Ich beklage nur, daß wir nicht morgen, nicht heut

schon losschlagen und die ganze vermaledeite Gesellschaft zum Teufel jagen können! — Und das ist's auch, was mich aufbringt gegen die Freunde in Paris. — Diese verzärtelten Salonmenschen halten zu viel von diplomatischer Spionirerei, von tausendfältig verfitzter Intrigue, statt kräftig zum Schwerte zu greifen, wie es ächten Söhnen des kriegerischen Sarmatenlandes geziemt, und so lange um sich zu hauen, bis der letzte Feind sterbend am Boden liegt! — Ich hasse die Fremden, weiß Gott, aber in dem Ausspruche „der Freiheit eine Gasse," haben sie Recht."

Kalugi war ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, groß, schlank und dunkelblond. Sein Blick verrieth Kühnheit und Muth, sein ganzes Wesen zeigte von kriegerischer Anlage. Er war unverheirathet und erst seit drei Jahren alleiniger Erbe der großen Besitzungen seines Vaters, auf denen er mit der Willkür eines asiatischen Despoten schaltete und waltete. Auf frühen Reisen hatte Kalugi alle Genüsse reicher Müssiggänger kennen gelernt, hatte die traurige Erfahrung

gemacht, daß Besitz großen Vermögens zu den höchsten irdischen Gütern gehört und jedes frevelnde Beginnen rechtfertigt oder entschuldigt. Von Natur herrisch und jähzornig, stolz auf seine Geburt und niedriger Stehende mißachtend, sah er seine armen Unterthanen für Sclaven an und behandelte sie als solche. Er kannte kein Mitleid, keine Schonung, und hätte er nicht die Landesgesetze scheuen müssen, würde er häufig Todschläge an denen begangen haben, die von ungefähr seinen maßlosen Zorn reizten. Weil er dies nicht konnte, rächte er sich durch grausame Strafen, die er über sie verhing. Auf Kalugis Besitzungen regierte die Peitsche und der Stock wie auf den unermeßlichen Gütern eines russischen Fürsten die Knute. Die natürliche Folge dieser Hartherzigkeit war, daß die Bauern den jungen Herrn eben so fürchteten als haßten.

Dieser heftige, dabei aber talentvolle junge Mann war mit Leib und Seele polnischer Patriot und zum großen Theile Urheber aller in Galizien unternommenen Vorbereitungen zu einem allgemeinen Aufstande der sprachver-

wandten sarmatischen Stämme. In Paris, wo er sich vor seines Vaters Tode längere Zeit aufgehalten, hatte er mit der Elite der dort lebenden aristokratischen Emigration die Pläne zur Insurgirung aller polnischen Provinzen mit ausgesonnen und den Feldzugsplan, der dabei verfolgt und beobachtet werden sollte, mit entworfen. Namentlich aber war es Kalugi gewesen, der gegen die Ansicht Vieler, die, wie auch früher, die Revolution nur auf die Kraft der Adelspartei stützen wollten, die Bauern mit in's Spiel zu ziehen vorschlug. Seinen beredten Gründen schlossen sich nach langen Debatten die Häupter der Propaganda an und nun berieth man alle etwa einzuschlagenden Schritte mit großer Behutsamkeit. Kalugi's Berichte, der inzwischen in sein Vaterland zurückgekehrt war, über die bäuerlichen Verhältnisse in Galizien, über die Stellung der Bauern zu ihren Herren lauteten vielversprechend. Der junge heißblutige Graf versicherte wiederholt, daß man sie nach Belieben leiten, zu jedem Schritte veranlassen könne! — Ein Wink genüge, sie zitternd nieder zu werfen, sie blind

wüthend gegen jeden zu hetzen, den man ihnen als Feind bezeichne! —

Bei dieser Schilderung hatte Kalugi kein Wort gesprochen von dem Patriotismus der Bauern, sei es, weil er an dessen Vorhandensein unter den unwissenden Leuten nicht glaubte, oder sei es, weil er es für völlig gleichgiltig hielt, weshalb und wodurch man die Massen zum Aufstande bewegte.

Die günstigen Berichte des Grafen hatten zur Folge, daß die Emigration von Paris aus eine Menge Emissäre in alle polnischen Provinzen entsendete und von diesen aufregende Schriften in Form von biblisch gehaltenen Sprüchen, wie sie dem Geschmack der rohen Masse am meisten zusagen, überall verbreiten ließ. Kalugi wußte dies, hatte die Pläne der Emigration gutgeheißen und war selbst eifrigst bemüht gewesen, diesen Schriften heimlich Eingang unter seinen Bauern zu verschaffen. Daß er damit eine gräßlich im geheim fortwuchernde Saat der Rache leichtsinnig ausstreue, daran dachte der verblendete, nur auf Krieg gegen

Oesterreich sinnende junge Mann nicht im Entferntesten.

Es bedurfte nur einer leisen Andeutung von Mierslewski, um diesen wilden Patrioten sogleich zu rückhaltlosen Mittheilungen zu veranlassen.

„Gut, daß es endlich anfängt zu wirken!“ sprach er, die Gläser von Neuem füllend. „Ich will Euch jetzt sagen, wie wir verfahren müssen, um möglichst auf gleichem Wege unser großes Ziel zu erreichen. — Der Bauer muß unzufrieden gemacht werden mit seiner Lage — man muß ihn wissen lassen, daß er es ehedem viel besser gehabt und daß er erst seit der Theilung des Vaterlandes in so großes Elend gerathen ist und zwar durch die fremde Regierung! — Er müßte dümmer wie sein Vieh sein, das er mit merkwürdiger Grausamkeit und sichtbarem Vergnügen martert, wenn er nicht den Trieb in sich erwachen fühlte, die unbequemen Ketten bei guter Gelegenheit abzuschütteln.“

„Ohne Zweifel,“ bemerkte Mierslewski, „bedürfen wir des Volkes bei unserem schwierigen Unternehmen, und es kann von unbe-

rechenbaren Folgen sein, wenn es gestachelt durch eigenes Interesse sich in den Kampf stürzt, nicht, wie bei früheren Revolutionen, gezwungen durch seine Gebieter; indeß möchte ich doch einige Behutsamkeit bei Behandlung dieses plumpen Thieres, das man Bauer nennt, empfehlen."

„Wohl gesprochen, Vetter!" rief der General dazwischen. „Diese Frieskittel sind ungeleckte Bären. Wo sie Honig wittern, brechen sie gern ein und fressen sich die Wänste voll! — Ihr thut martialisch klug, wenn Ihr die brummenden Bestien zuweilen mit dem Peitschenstiele in den Köpfen graut! — Sie lernen dann schmunzeln." —

„Mit Verlaub, Herr General, aber dem muß ich widersprechen," erwiederte Kalugi. „Druck, harter Druck ist das sicherste Mittel, sie unsern Plänen gewogen zu machen und, naht sich die Zeit der Erhebung, sie wuthschnaubend auf die Fremden zu hetzen. — Ihr sollt Euch freuen, mit welcher Ausdauer diese losgelassenen Halbwilden sich auf die Feinde werfen

und in ihren Reihen mit Sense, Gabel und Flegel wüthen werden!“

„Will mir nicht ganz einleuchten, Herr Graf!“ sagte kopfschüttelnd der General. „Der Bauer ist zu kurzsichtig — er hält sich an's Nächste. — Was Sie seinen Feind nennen, die Regierung, das sieht er nicht; davon hat er keinen Begriff. Der ihn quält, der ist sein Feind, gegen den wird er losziehen!“

„Ich glaube gar,“ versetzte Kalugi spöttisch lächelnd, „Sie fürchten die dummen Branntweinsäufer! — Meinen Sie etwa, sie könnten sich widerspenstig zeigen und sich gegen uns auflehnen?“

„Grade das ist meine Meinung.“

„Irrthum, lächerlicher Irrthum!“

Der Graf schellte. Ein Diener öffnete und blieb unter der Thür ehrerbietig stehen.

„Schicke mir sogleich Marocz und Halam her und sage ihnen, sie sollten Steigbügel, Sattel und Reitgerte mitbringen,“ befahl Kalugi.

Der Bediente verbeugte sich und ging, den erhaltenen Auftrag auszurichten.

„Was wollen Sie?“ fragte Mierslewski. „Haben Sie einen neuen ungarischen Sattel für Ihren Goldfuchs gekauft?“

„Sie werden es gleich sehen — nur einen Augenblick Geduld.“

Der General runzelte die Stirn und lehnte sich verstimmt an die gothische Fensterbrüstung. Nach kaum zwei Minuten traten zwei untersetzte junge Bursche, kräftig und von Gesundheit strotzend, in's Zimmer, von denen der Eine Sattel, Steigbügel und Reitgerte trug. Es waren Stallknechte des Grafen.

„Ew. Gnaden haben befohlen,“ sagte Marocz, der Kleinere, „hier sind wir.“

„Wohl Euch, daß Ihr pünktlich seid,“ herrschte sie Kalugi mit strenger Stimme an. „Diese Herren hier, meine Freunde, wollen es nicht glauben, daß Ihr es dem besten Schulpferde gleichthut, wenn Ihr gehörig gesattelt und gezäumt seid. Macht es also den Herren vor.“

Die beiden Galizier sahen den Grafen verblüfft und mit offenem Munde an. Sie begriffen durchaus nicht, was er wollte.

„Hunde, seid Ihr taub?“ fuhr der Graf auf, vor Zorn erbleichend, „oder soll ich vielleicht erst Eure Glieder einschmieren? — Mir die Gerte, Marocz! — Und nun geschwind, nieder auf die Knie, Marocz, und Du, Halam, sattle ihn wie den wildesten Hengst!“

Während er diesen neuen tollen Befehl ertheilte, führte er mit der schweren Gerte verschiedene kräftige Hiebe gegen die beiden Stallknechte, daß sie vor Schmerz zitterten und ohne den geringsten Widerstand das wahnsinnige Verlangen ihres despotischen Herrn ausführten.

„Den Leibgurt fester geschnallt,“ befahl Kalugi, dem es sichtlich Vergnügen gewährte, seinen Befehl so pünktlich ausgeführt zu sehen. „Das Bischen Leder wird ihm die dicken Rippen nicht zerquetschen. — So! — Und nun, steig auf, Halam, sporne den widerspenstigen Gaul tüchtig und laß ihn die Peitsche fühlen. Vorwärts, Trab!“

Der gequälte Unglückliche mußte auf Händen und Füßen, gesattelt und aufgezäumt, wie ein Pferd, rund um das Zimmer traben, was ohne häufiges Niederfallen nicht zu bewerk-

stelligen war. Als Scherz wäre der Anblick von Pferd und Reiter höchst possierlich gewesen, hier aber, wo entsetzlicher Ernst vorherrschte und die Peitsche des Grafen die stolpernden Unglücklichen schonungslos auf Arme, Brust, Kopf und Gesicht traf, daß sie in wenigen Secunden mit blutigen Schwielen bedeckt waren, machte das gräßliche Spiel einen schauerlichen Eindruck. Zwar suchte Mierslewski durch Wink und Wort den Unsinnigen zu beruhigen, allein Kalugi, Vergnügen an der Qual zweier nichtssagender Geschöpfe findend und durch ihre Ungeschicklichkeit bis zur Wildheit erzürnt, ließ sich nicht mehr bändigen. Unerbittlich hetzte er die Keuchenden, welche aus zahlreichen Wunden die kostbaren Teppiche mit frischem Blute färbten, bald im Trab bald im Galopp im Zimmer umher, zwang sie zum Aerger Mierslewski's und zum Entsetzen des Generals, wie in einer Reitbahn, rechts und links zu changiren, zu traversiren und alle Reiterkunststücke, die ihm durch den Sinn gingen, zu machen. Erst als er sich selbst müde getobt und in solchem Toben wieder beruhigt hatte, gab er sein un-

menschliches Treiben auf. Die Zerschlagenen und Geschundenen durften sich entfernen, was sie erst thaten, nachdem sie zitternd und demüthig den Rock ihres Peinigers ehrfurchtsvoll geküßt hatten.

„Nun, mein lieber Herr General," sprach Kalugi, sein Weinglas ruhig ausschlürfend, als habe er eine lästige Fliege verscheucht, „wie gefällt Ihnen diese Volkserziehung? Werden Sie mir jetzt glauben, daß wir mit unsern willenlosen Bauern angeben können, was wir wollen? Sie zu Allem, was uns beliebt, bewegen können?"

„Sie sind zu weit gegangen, Kalugi," versetzte Mierslewski. „Das kann unserm Unternehmen schaden, kann uns selbst gefährlich werden! — Sie führen hier russische Zucht ein."

Der General zitterte vor Empörung. Man sah es ihm an, daß er gewaltsam an sich halten mußte, um nicht die Gastfreundschaft zu verletzen, die jedem Polen heilig ist.

„Herr Graf," sprach er mit gepreßter Stimme, „Sie haben mir allerdings hand-

greiflich die Ueberzeugung beigebracht, daß Sie auf Ihrem Zimmer unumschränkter Herr Ihrer Dienstleute sind und daß man Sie mehr fürchtet, als den Tod. Ich bewundere Sie dieser eigenthümlichen Herrschaft wegen, darum beneiden kann ich Sie eben so wenig, als Sie deshalb beglückwünschen. Nur erlauben Sie mir noch, Ihnen hiermit feierlich zu erklären, daß ich zwar Ihren Plänen in keinerlei Weise hinderlich sein, daß ich aber auch nie den geringsten Theil daran haben werde!" —

„Aber Vetter!" rief Mierslewski dazwischen.

Der General achtete nicht darauf, er fuhr ruhig fort:

„Ich bin polnischer Patriot, so gut wie Sie und mein Herz blutet, sehe ich, wie unser Vaterland in den Händen fremder Machthaber mehr und mehr um seine Nationalität gebracht wird, doch nie habe ich mich zu Scheußlichkeiten hinreißen lassen zum Besten dieses Vaterlandes! — Wer frei sein will und herrschen, junger Mann, der muß vor Allem seinen Leidenschaften gebieten können und seinen

Nebenmenschen achten lernen! — Sie wollen ein freies unabhängiges Polen und erziehen sich dazu Sclaven? Und mit Hilfe dieser Sclaven glauben Sie einen so heiligen Streit, wie es ein Krieg um's Vaterland ist, beginnen zu können? — O pfui, schämen Sie sich! — Bessern Sie sich aber auch und flehen Sie zu Gott, daß das Blut solcher Unglücklichen nicht dereinst über Sie komme!"

Diese mit grollendem Ernst gesprochenen Worte des alten Kriegers machten doch einigen Eindruck auf Kalugi. Er fühlte, daß er gefehlt hatte, daß er zu weit gegangen war, und wie alle sanguinisch-cholerischen Charaktere, leicht empfänglich, bat er den alten Mann gradezu um Verzeihung und versprach in der Folge nicht mehr so streng und willkürlich mit seinen Unterthanen umzuspringen, ein Versprechen, das er leider in der nächsten Viertelstunde schon wieder vergessen hatte und mithin nicht hielt. Indeß erreichte er damit und durch Zureden des Grafen Mierslewski doch so viel, daß der General nicht stehenden

Fußes das Schloß verließ, wozu dieser anfangs fest entschlossen war.

„Vergeben und vergessen, Basta!“ rief Kalugi, nachdem der Krieger endlich vollkommen beruhigt zu sein schien. „Ein paar Gulden Schmerzensgeld macht die dummen Teufel noch glücklich, und diese sollen sie haben, damit sie sich ein paar Abende hinter einander mit ihren Freunden einen Rausch trinken können.“

„Wie steht es hier mit der Geistlichkeit?“ fragte Mierslewski, um das Gespräch wieder auf die politische Frage zurückzuführen. „Ist sie hinreichend unterrichtet und können Sie auf ihre Mitwirkung zählen?“

„So weit meine persönliche Bekanntschaft reicht, stehe ich für Alle ein. Sie wünschen die Insurrection so lebhaft, wie der Adel, obwohl es mir scheint, als sei bei ihnen hinter der politischen Maske noch ein anderer Zweck verborgen.“

„Das kann uns gleichgültig sein, wenn sie nur für uns sind,“ sagte Mierslewski. „Und entbehrt können sie nicht werden, wir brauchen sie zur Fanatisirung des Volkes.“

„Ich war anfangs etwas in Sorgen,“ bemerkte Kalugi, „denn mit der Geistlichkeit ist nicht gut spaßen. Machte sie böse Miene, so mußte das ganze Unternehmen unterbleiben. Ja, wenn Oesterreich griechisch gesinnt wäre, wie Rußland, dann hätten wir leichtes Spiel gehabt, Revolution aber gegen einen erzkatholischen Staat, gegen ein päpstlich gesinntes Herrscherhaus konnte den Priestern als Felonie gelten.“

„Das haben die pariser polnischen Diplomaten vorausgesehen und deßhalb Vorkehrungen getroffen. Sie zogen sehr bald befreundete Jesuiten in ihr Interesse, und als sie sichere Beweise hatten, daß diese mächtige Verbrüderung unter gewissen Bedingungen und Vortheilen der polnischen Angelegenheit sich annehmen werde, beschloß der Adel scheinbar ein Opfer zu bringen. — Sie kennen die Kretowski'sche Angelegenheit und die Folgen, die sie bis jetzt gehabt hat. — Diese klugen Herren sind uns vollkommen zugethan und es ist vielleicht das erste Mal seit dem Bestehen des furchtbaren Ordens, daß er sich, ohne es

zu ahnen, von Laien als Mittel zu einem großen politischen Zwecke benutzen läßt, während er der Meinung lebt, dieser politische Zweck werde in seiner Hand zu einem Mittel, um durch dasselbe dem Orden eine große Zukunft zu bereiten. — Selbst mein Bruder, der doch wahrlich ein äußerst verschlagener Kopf ist, ahnt nichts. Er schreibt so harmlos, daß ich über solche Kindesunschuld wirklich lächeln mußte!"

„Nehmt Euch nur in Acht, Kinder!" warnte der General. „Den frommen Herren mit den Kreuzen am Gürtel traue ich keine zehn Schritte weit! — Sie waren von jeher Meister in der Verstellungskunst.

„Wo es ihnen nützte, gewiß," sagte Mierslewski, „in unserer Angelegenheit können sie dadurch gar nichts gewinnen. Es ist ein reines Geschäft, das wir mit ihnen abgeschlossen haben, wobei es uns gleich sein kann, ob sie verlieren oder gewinnen. Sie müssen das selbst einsehen, und da sie bereitwillig darauf eingingen, doch Vortheil davon haben."

„Nichts desto weniger warne ich Euch nochmals!" sagte der General. „Wer mit

Schälken umgeht, darf nicht das Kleid eines ehrlichen Mannes tragen."

Die beiden Grafen setzten die Unterhaltung noch längere Zeit fort, da jedoch nur Dinge unter ihnen zur Sprache kamen, die uns schon bekannt sind, brechen wir hier ab und kehren mit Mierslewski und dem General auf das Schloß des Ersteren zurück. Kalugi konnte Beide trotz wiederholten Bittens nicht bewegen, die übrigen geladenen Gäste zu erwarten und an schwelgerischer Tafel über die nahe Zukunft Galiziens mit den enthusiastischen Freunden zu berathen.

Fünftes Kapitel.

Ueberlistung.

Stanislas von Sembronowski pflegte tief in den Tag hinein zu schlafen, denn bei dem sybaritischen Leben, das er seit langen Jahren führte, war ihm üppige Bequemlichkeit zum Bedürfniß geworden. Erst, wenn er dieser Neigung geopfert hatte, fühlte er sich froh und leicht, und es kam ihm dann nicht darauf an, geistigen und körperlichen Strapatzen aller Art sich zu unterziehen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Vergangenheit dieses Mannes, der in unserer Geschichte eine wichtige Rolle zu spielen berufen ist.

Baron Sembronowski war der einzige Sohn und Erbe eines polnischen Starosten, dessen Güterbesitz dem der gräflichen Linie dieses

Geschlechts beinahe gleich kam. Beide Linien standen in keinem guten Vernehmen, da, wie wir wissen, die Grafen von Sembronowski eifrige Protestanten waren, während die Barone mit zäher Hartnäckigkeit an der katholischen Kirche festhielten. Dessenungeachtet wurde Michael als der Aelteste beider Häuser von allen Familiengliedern äußerlich sehr geachtet und bei Fragen, welche nur die Verhältnisse der Familie betrafen, gewissenhaft zu Rathe gezogen. Ihm war daher nach dem Tode des Starosten auch die Vormundschaft über den damals noch unmündigen Stanislas übertragen worden, dessen überaus lebhaftes und ächt polnisch leichtsinniges Temperament Uebergriffe mancherlei Art befürchten ließ. Nach erfolgter Mündigkeit blieben diese auch wirklich nicht aus. Der unbändige junge Mann, dem vorschriftsmäßig sein Vermögen ausgeliefert worden war, reiste mit Courierpferden durch die Welt und verschwendete Unsummen bald durch Wetten, die er verlor, bald im Spiel, bald durch eine bis zum Wahnsinn getriebene Freigebigkeit. So machte es ihm z. B. unaussprechliches Ver-

gnügen, einem armen Kesselflicker, den sein elendes Gewerbe nur spärlich ernährte und der sich aus Verzweiflung dem Trunk ergeben hatte, mehrere tausend Thaler zu schenken mit der Bedingung, daß er täglich aus einem alten Kessel die köstlichsten Speisen genießen, dazu aber den allerschlechtesten Branntwein in Massen trinken solle. Natürlich schlug der Unglückliche ein und Stanislas bereitete es nun den größten Genuß, dem widerlichen Treiben des Kesselflickers zusehen und dessen trunkene Tollheiten belachen zu können.

Als Emanuel ihn einige Jahre später kennen lernte, hatten Stanislas Sonderbarkeiten eine andere Richtung genommen. Er war Religionsspötter und Wüstling geworden, beides aus purer Caprice und Langeweile. Sein Glück bei den Frauen war fabelhaft. Das Gerücht behauptete, er könne sie bezaubern, mehrere hätten aus Liebe zu dem herz- und treulosen Manne den Verstand verloren! — Stanislas selbst widersprach diesem Gerücht nicht, vielmehr gab er sich Mühe, den Glauben daran befestigen zu helfen, da es ihm einen

dämonischen Anstrich gab. Er ward gefürchtet und gesucht, geflohen und doch begehrt! Wo er sich zeigte, verdunkelte er jeden Andern. Er machte überall Aufsehen und seine Aussprüche galten für Orakel.

Diese Periode war die glücklichste seines Lebens. In der Schweiz, wohin er sich von Deutschland aus wendete, schloß er sich an die Jesuiten an, heuchelte den frommen Vätern große Glaubensergebenheit vor und versprach sich von der Wahrscheinlichkeit, sie ebenfalls berücken und späterhin auslachen zu können, ungemeines Vergnügen. Allein sein Plan scheiterte an der kalten Klugheit dieser Männer. Stanislas ward durchschaut, beobachtet, von dem mächtigen Orden als Feind der Kirche bezeichnet und bald darauf als notorischer Verschwender der Selbstverwaltung seines Vermögens überhoben. Freilich war es den schlauen Vätern nicht angenehm, daß ein Protestant die fernere Verwaltung desselben übernehmen sollte, indeß fügten sie sich stillschweigend in die unabwendbare Nothwendigkeit, forschten jedoch im Stillen weiter, um die Verhältnisse der großen

Sembronowsk'ischen Familie genau zu ermitteln, und die Folge dieser Nachforschungen war der Kretowski'sche Vorschlag, den wir kennen.

Niemand ahnte weniger von diesen Umtrieben, als Stanislas. Ermüdet und geärgert verließ er nach dem unerwarteten Schlage, der ihn getroffen hatte, die Schweiz, ging zurück in sein Vaterland und beabsichtigte hier auf den Schlössern des reichen Adels mit seinen schönen und liebenswürdigen Landsmänninnen sich so lange als möglich zu amusiren. In dieser Zeit wollte er recht sparsam und vernünftig leben, um den gegen ihn geschleuderten Bannfluch recht bald wieder aufgehoben zu sehen.

Dies sind die Grundzüge des abenteuernden Lebens, das Stanislas Sembronowski geführt hatte und dessen er jetzt so überdrüssig war, daß er in der That nicht mehr wußte, was er beginnen sollte, um neuen Reiz in die ihm ennuyante Erschlaffung zu bringen. Schon war er nahe daran, sich aus reinem Aerger das Leben zu nehmen, als die heimlich angesponnene Revolution ihm erwünschten Stoff gab, seiner Galle und seinem Witz über das

unzeitgemäße Unternehmen freien Lauf zu lassen. Der Enthusiasmus der Frauen, den er vorzugsweise bespöttelte und die er dadurch ernstlich gegen sich aufbrachte, gewährte ihm unsagbares Vergnügen. Denn er hoffte zuversichtlich, daß sich all' die schönen Zürnenden für ihn sehr bald in hingebend Liebende verwandeln würden.

Kaplan Joseph, der in weit ausgebreiteter Verbindung stand und als hervorragender Ordensbruder von den bedeutendsten Plänen seiner Obern genau unterrichtet war, kannte die Vergangenheit Sembronowski's wie dessen Vermögensverhältnisse besser als der Baron selbst. Auch war er unterrichtet von den Absichten, welche der Orden in Bezug auf den leichtfertigen Polen verfolgte und so kam es denn, daß Stanislas keinen Schritt thun konnte, den der schlaue Kaplan nicht gesehen und überwacht hätte. Ihm entging daher auch nicht die leidenschaftliche Zuneigung des reichen und kecken Wüstlings zur schönen Gräfin und er freute sich im Stillen darauf, diese verbrecherische Neigung, der er möglichst Vorschub zu leisten

bemüht war, für die höheren Zwecke des Ordens zu benutzen.

Beide Gatten pflegten gewöhnlich in Gesellschaft des Baron und Kaplan zu frühstücken, wobei die neuesten Zeitungsnachrichten durchgegangen, wohl auch die Lage Galiziens zur Sprache gebracht wurde. War der Graf verreist, so frühstückte Joseph auf seinem Zimmer allein und machte erst später der Gräfin seine Aufwartung. Er setzte voraus, daß Stanislas als Edelmann und galanter Ritter seinem Beispiele nicht folgen, sondern wie immer das Frühstück auf dem Zimmer der Gräfin einnehmen werde. Er hatte sich nicht geirrt. Zu festgesetzter Stunde ließ der Baron sich melden und ward huldvoll von der Gräfin angenommen. Jetzt verließ auch Joseph sein Zimmer, schlüpfte auf schmaler Wendeltreppe behutsam hinab in das Zimmer des Grafen, das von dem Gemach seiner Gemahlin durch einen Gang geschieden war, der mittelst einer stets geschlossenen Tapetenthür in Verbindung mit dem größeren Corridor stand, und nahm

hier in diesem finsteren und nie betretenen Raume als aufmerksamer Lauscher Platz. —

Stanislas glaubte sich nahe am Ziele seiner Wünsche und wollte den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen lassen. Mit gewohnter Nonchalance setzte er sich an die Seite der Gräfin und improvisirte ungezwungen ein Gespräch, das die am letzten Abend verhandelten Gegenstände nothwendig berühren mußte.

„Ich glaubte nicht, daß mein stürmischer Herr Vetter so gar große Eile haben würde,“ sagte er, mit großem Behagen seine Chokolade schlürfend. „Bei Apollo, ich hätte auf wärmeren Wind gewartet. Hu, man friert doch kannibalisch in diesem Bärenlande unserer schönen Muttererde, die man um jeden Preis in den Stand der Freiheit versetzen will. Das arme liebe Land!“

„Sie werden lächerlich, Baron,“ sagte die Gräfin ruhig.

„Ich, gnädigste Frau? — Ich lächerlich! — — Aber ich bitte, wie das?“

„Weil Sie immer Ihr Vaterland verspotten und doch nicht den Muth besitzen, seine Grenzen zu überschreiten.“

„Kann ich denn? Bin ich denn nicht gebunden?“

„Ich möchte wissen, wodurch?“

„Und das können Sie fragen, schönste Cousine?“

„Wie Sie hören, lieber Cousin, und ich erwarte, daß Sie mir Antwort geben werden.“

„O, wenn Sie es wünschen, mit Freuden!“

„Nun denn — Sie sehen, ich bin äußerst neugierig.“

„Blicken Sie in meine Augen und Sie wissen es!“

„Erlassen Sie mir diese Farce, lieber Baron, und sagen Sie lieber in dürren klaren Worten, was ich doch niemals errathen würde.“

„Wie können Sie so grausam sein!“ sagte Stanislas zärtlich flüsternd. „Oder müßte ich dieses Herz wirklich für gefühllos, tieferen Sympathieen für unzugänglich halten? — Ach, theure Cousine, angebetete Emma, können Sie verlangen, daß ich mich selbst aus meinem Himmel verbannen soll?“

Die Gräfin, die ihre Hand der seinigen entwunden hatte, sah ihn streng und verächtlich an.

„Herr Baron," sagte sie, „zwingen Sie mich nicht, meine Leute herbeizurufen! Ich habe Sie von jeher für einen Charlatan gehalten, mit dem man aus mancherlei Gründen Nachsicht, sogar Mitleid haben müsse, daß Sie aber auch ein Niederträchtiger sein könnten, glaubte ich nicht. — Entfernen Sie sich!"

Stanislas biß sich auf die Lippen, doch dachte er nicht daran, so schnell das Feld zu räumen.

„Verzeihung!" stammelte er, tiefe Niedergeschlagenheit affectirend. „Ich bin ein wahnsinniger Thor — mein Unglück macht mich rasend!"

„Man wird Sie demnach künftig einsperren müssen, um Sie unschädlich zu machen. — Wehe Polen, wenn es viele so entartete Söhne beherbergen sollte!"

„Mein Gott, immer dieser unselige Wahn!" rief Sembronowski, verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen und ging wie ein

Verzweifelnder im Zimmer auf und nieder. „Immer diese fürchterliche Verblendung, die Polens Untergang herbeiführen muß!“

„Besser untergehen als entehrt leben,“ sagte die Gräfin. „Wer ein polnisches Herz hat, spricht dieses Wort mit vollem Bewußtsein aus.“

„Sei es; unnatürlich bleibt es doch!“

„Und das sagt ein Mann! — O der Schmach!“ —

„Ja, schöne Cousine, es sagt's ein Mann, weil die Frauen in Polen ihre Pflicht vergessen haben!“

„Ist Patriotismus, warme, tiefe, ewige Vaterlandsliebe eine Schande?“

„Allgemeine Menschenliebe würde Sie noch mehr zieren, armer gefallener Engel! Ueberließen die Frauen den Männern die Sorge für Vaterland und Politik, dann würde es besser stehen um das Glück des Vaterlandes. — Seit die Frauen politisch geworden sind, haben sie die Grazien der Anmuth, der Liebe, der Mildthätigkeit verlassen!“ —

„Lieber Baron,“ versetzte die Gräfin, „strengen Sie sich nicht weiter an, mich bekehren zu wollen. Ich kenne Ihre Maximen und weiß recht gut, was Sie beabsichtigen. Zum Glück bin ich nicht leichtgläubig genug, um Ihren beweglichen Jammer für wahr zu halten, und Sie, mein armer bethörter Cousin, würden meiner sehr bald überdrüssig werden, da ich durchaus keine Phantasie besitze, um die großartigen Entwürfe fassen zu können, mit denen Sie immer beschäftigt sind. Darum, lieber Cousin, dächte ich, wir schlössen recht nüchtern und prosaisch Frieden mit einander. — Es ist blos ein Vorschlag von mir — ziehen Sie aber vor, neue Kriegsoperationen versuchen zu wollen, so würde ich mich doch wohl in die ärgerliche Nothwendigkeit versetzt sehen, den Commandanten dieses Schlosses darauf aufmerksam zu machen, und dies könnte einen Ausfall nach sich ziehen, der ein blutiges Ende nähme! — Ueberlegen Sie sich dies, mein lieber Cousin, und treffen Sie danach Ihre Anstalten.“

„O undankbares Vaterland!“ seufzte Sembronowski, einen Schmerz heuchelnd, der die Gräfin beinahe getäuscht hätte. Er machte noch einige Gänge durch das Zimmer und blieb dann vor der Gräfin stehen.

„Wissen Sie,“ sprach er entschlossen und mit veränderter Stimme, „wissen Sie, unglückliche Frau, daß es jetzt von mir abhängt, Sie und Ihren Gemahl den Händen der strengen Gerechtigkeit zu überliefern? — Seit drei Wochen bin ich täglich und mit Widerwillen Zeuge gewesen der Machinationen, die eine verblendete Adelspartei zum Umsturz der bestehenden Ordnung in Bewegung setzt. — Ich kenne fast alle Namen der am meisten Betheiligten — ich bin von den Mitteln und Wegen unterrichtet, die man einschlagen will, um sich den schützenden Armen Oesterreichs zu entwinden — ich weiß, daß die Rasenden weder Gift noch Dolch sparen wollen, um ihr verbrecherisches Ziel zu erreichen! — Dies Alles, meine schöne, spröde Cousine, weiß ich, besitze ich Schwarz auf Weiß, denn ich war so vorsichtig, nicht unvorbereitet diesen Schritt, den

ich jetzt wage, zu thun. — Meine Abneigung gegen eine Revolution kam stets aus meinem Herzen. Ich verabscheue Verschwörungen, verachte den Meuchelmord und verfluche jeden heimlichen Schritt, den man thut, um ihn möglich zu machen! — In diesem Bekenntniß liegt kein Schimmer von Heuchelei, der ich mich hie und da wohl bedient habe. Mein Bekenntniß ist in diesem speciellen Falle mein Glaube und diesen Glauben will ich jetzt retten, wenn Sie meinen Bitten kein Gehör schenken. — Geben Sie wohl Acht, schöne Emma! — Ich bitte, ich flehe Sie, erwiedern Sie meine feurige, wahrhaft innige Liebe oder — fürchten Sie meine Rache!"

Drohend, von dämonischer Leidenschaftlichkeit ergriffen, stand der unwürdige Stanislas vor der Gräfin, die einer solchen Wendung nicht gewachsen, bleich und zitternd in die Sophakissen zurücksank. Ihr furchtsam aufgeschlagenes Auge flehte in Thränen schwimmend um Erbarmen. Stanislas triumphirte. Ein teuflisches Lächeln flog über seine verstörten Züge und vor ihr niederknieend fuhr er ungestüm fort:

„Wir sind allein, süße Taube! — — Niemand sieht, Niemand hört uns — — öffne Deine duftenden Lippen und flüstere mir ein einziges sanftes beseligendes Wort der Erhörung, der Liebe zu! — — Emma, Emma, die Geister der Liebe und des Hasses schweben unsichtbar über Deinem Haupte! — Reich mir die Hand und gefesselt für immer soll die Rachegöttin am Boden sich krümmen und umsonst um Befreiung wimmern!“

Die geheime Thüre zu des Grafen Zimmer öffnete sich jetzt und auf leisen Sohlen schlich der Kaplan in's Zimmer. Weder die Gräfin noch Stanislas bemerkten den Pater.

„Sprich, sprich!“ drängte der Baron. „Sei mein, reizendes Weib! — Umarme mich! — Niemand ist Zeuge unserer Vertraulichkeit — wir sind allein — und Gott, den Ihr Thoren immer so sehr scheut, kümmert sich nicht um uns, weil es keinen gibt! —“

„Sie irren, Herr Baron!“ sprach der Kaplan mit seiner sonoren Stimme. „Gott oder einer seiner Gesandten ist immer da, wo Gottlose seinen heiligen Namen lästern! —

Der allwissende Geist, dessen Sie so gern spötteln, hat jedes Ihrer Worte gehört und gewissenhaft eingetrageu in das ewige Buch der Gerechtigkeit. — Haben Sie die Güte, Herr Baron, mich jetzt auf mein Zimmer zu begleiten. Ich habe Dinge von größter Wichtigkeit mit Ihnen zu besprechen."

Trotz seiner Gewandtheit war Stanislas über diesen völlig unerwarteten Besuch doch so erstaunt und erschrocken, daß seine gewöhnliche Geistesgegenwart ihn verließ. Aerger und Wuth machten ihn erbleichen, er ballte verstohlen die Faust und gab durch unmerkliche Beugung des stolzen Nackens seine Bereitwilligkeit zu erkennen.

Die Gräfin erröthete vor Zorn und Scham. Aus ihren schönen Augen traf ein inniger Blick des Dankes den ernsten Priester, der ihr willkommener Retter aus so unwürdiger Lage geworden war und sie den Insulten eines Wahnwitzigen entrissen hatte.

„Ich bitte nochmals, Herr Baron," sagte der Kaplan dringender, „schenken Sie mir auf einige Minuten die Ehre Ihres Besuches!"

„Ich bin bereit, gehen wir!“

„Ich folge,“ lächelte Joseph, als Stanislas Miene machte, dem Priester den Vortritt zu lassen. „Mein Stand bringt es mit sich, daß ich mit Willen mich nie überhebe.“

Der Baron ging ingrimmig, ohne die Gräfin eines Blickes zu würdigen, nach der Thür. Der Kaplan folgte ihm auf dem Fuße und warf, ehe er die Thür in's Schloß fallen ließ, der schönen Frau noch freundlich einen ermuthigenden Blick zu.

Sechstes Kapitel.

Edelmann und Priester.

Auf diesem Gange kämpften Stolz, Wuth und Aerger im Innern des Barons und nur mit größter Anstrengung konnte er einen gewaltsamen Ausbruch seiner Gefühle gegen den schlauen Kaplan unterdrücken. Im Zimmer angekommen überwältigte ihn aber die Heftigkeit seines Naturells.

„Sie sind ein Niederträchtiger,“ geiferte er den Priester an, ungestüm einige Bücher und Scripturen in ohnmächtigem Zorn von dessen Arbeitstische werfend. „O könnte ich Ihnen nur die schwarze Kutte vom Leibe reißen, Sie sollten bald winselnd zu meinen Füßen Ihren verdammten Geist aufgeben!“

„Sobald Sie sich ruhig zeigen, wie es einem Manne geziemt, werde ich Ihnen Antwort geben," erwiederte der Kaplan, die herabgeworfenen Bücher gelassen zur Seite schiebend und dem Baron gegenüber in seinem Arbeitsstuhle Platz nehmend. „Ueberblicken Sie die letzte halbe Stunde Ihres wenig ehrenvollen Lebens," fuhr er fort, „vielleicht finden Sie dann auch für Ihr Benehmen einen bezeichnenden Ausdruck. Im Nothfalle könnte ich Ihnen dabei helfen, müßte ich nicht fürchten, mich durch bloße Aussprache des Ihnen gebührenden Namens zu besudeln."

„Es kann mir sehr gleichgiltig sein, was ein Priester, der Sclave seines Standes, von mir, dem freien Polen, denkt," erwiederte Stanislas trotzig. „Sagen Sie, was Sie von mir wollen, und ich gebe Ihnen das Versprechen, daß ich Sie nicht mehr kennen will."

Der Kaplan lächelte.

„Mit Vergnügen, Herr Baron, werde ich Ihnen die Hand dazu bieten," entgegnete er, „da ich wohl denken kann, daß mein

Anblick Ihnen für die Zukunft unangenehm sein muß. — Sie werden reisen Herr Baron."

„Ich reisen? — Lächerliche Zumuthung! — Ich liebe es nicht, in Schnee= und Nebelwetter durch unsere nordischen Wälder zu kutschiren."

„Gleichviel, Sie werden dennoch reisen."

„Vielleicht des Nachts im Traume!"

„Wachend und träumend, Tag und Nacht! — Sie werden schneller reisen als ein russischer Courier."

„Doch nicht etwa, weil Sie den genialen Einfall hatten, unberufener Weise die Vorsehung, den Deus ex machina zu spielen?" grinste höhnisch der erbitterte Stanislas.

„O nein, sondern blos, um Sie vor Schmach und beiläufig vor der gerechten Rache des Grafen zu schützen."

„Sie sind ein Narr, Herr!"

„Und Sie ein sehr kurzsichtiger Tropf!"

„Hüten Sie sich — ich könnte denn doch vergessen, daß Sie die Kirche bereits geschoren hat und Sie nicht mehr gar lange für Ihre Insulten ungeschoren lassen!"

„Was Sie thun könnten, geht mich nichts an, es handelt sich hier ganz einfach darum, was Sie thun sollen, thun müssen!"

„Sicherlich nichts, als was mir belieben wird, und dies ist, daß ich Ihnen jetzt guten Morgen wünsche."

„Sie bleiben, Herr Baron!" sagte der Kaplan mit eisigem Ernst, indem er aufstand und Sembronowski den Weg vertrat.

„Platz, Kaplan, oder Sie fühlen meine Faust!" rief dieser wuthschäumend.

„Gut denn," erwiederte ungemein höflich zurücktretend der Jesuitenzögling. „Gehen Sie, wenn Sie den Rath eines Freundes nicht hören wollen, allein erstaunen Sie nicht, wenn Graf Mierslewski binnen zwei Stunden von Ihren Galanterieen gegen seine Gemahlin unterrichtet ist. — Glückliche Jagd, Herr Baron!"

Sembronowski kehrte zurück zu seinem Sitze. Mit einer Selbstbeherrschung, die nicht in seiner Natur lag, sprach er:

„Lassen Sie zuvor hören, was Sie mir zu eröffnen haben, Herr Kaplan."

„Unter der Bedingung, daß Sie keine Spur von Jähzorn zeigen wollen.“

„Meine Hand darauf! Ich verspreche es.“

„Setzen wir uns.“

Beide einander feindlich gesinnte Männer nahmen gegen einander über Platz, der Kaplan suchte unter seinen Papieren, konnte aber das nicht finden, was er begehrte.

„Ach, Sie hätten wohl die Güte, werther Herr Baron,“ sagte er höflich zu seinem unfreiwilligen Gaste, „mir jenes Convolut zu reichen, das dort neben Ihrem Stuhl am Boden liegt?“

Stanislas bückte sich wirklich, hob das vor einigen Minuten durch ihn selbst herabgeworfene Paquet auf und gab es dem Priester. — Der Jesuitenzögling nahm es mit feinem dankbaren Lächeln.

„Sie wissen,“ fuhr er fort, den Bindfaden lösend, womit das Paquet umschnürt war, und einige Papiere herausnehmend, „Sie wissen, daß eine allgemeine Erhebung aller polnischen Lande gegenwärtig vorbereitet wird. Wie früher ist der Gedanke zu dieser großen

Insurgirung Polens zuerst in den Köpfen patriotischer Aristokraten entstanden, die theils im Lande selbst, theils als Emigranten in Paris und London leben. Man hat ferner, wie Ihnen auch nicht entgangen sein kann, die katholische Geistlichkeit mit dem Plane der Patrioten vertraut gemacht, und deren Beihilfe bei Insurgirung des Volkes, dessen man diesmal nicht entrathen will, beansprucht. Diese nun, hoch erfreut, daß politische und religiöse Zwecke bei dem neuen Aufstande einträchtig Hand in Hand gehen und die große polnische Erhebung zugleich auch eine glorreiche Wiederaufrichtung der katholischen Kirche, die jetzt vielfach geschmäht, angegriffen, mit Füßen getreten wird, zur Folge haben soll, trat bereitwillig bei und machte sich anheischig, die zu beschaffenden sehr bedeutenden Geldmittel zu garantiren. Damit nun dieser mit so großer Klugheit entworfene Plan verwirklicht werden könne, müssen die Verbündeten vor Allem zuverlässige, unverbrüchlich treue Männer sein. Ein einziger Feigling oder Verräther könnte zur Unzeit den kühnen Bau untergraben und umstürzen! — Von diesem

Gesichtspunkte ausgehend und Ihre vor Kurzem gethanen Aeußerungen damit vergleichend, halte ich es für Pflicht und Recht, Sie als einen Abtrünnigen und somit als meinen Gefangenen zu betrachten."

„Jedenfalls darf ich in dieser Gefangenschaft auf großmüthige Behandlung rechnen," sagte mit ironischem Lächeln Stanislas.

„Ich bin weit entfernt von aller Grausamkeit," erwiederte der Kaplan, „mein Wunsch geht einfach dahin, Sie unschädlich zu machen und deshalb will ich Sie benutzen."

„Priesterliche Großmuth," sagte der Baron.

„Sie kennen die Welt," fuhr der Kaplan fort, „Sie wissen gewandt und leicht mit allerlei Volk zu verkehren und Sie sind verstimmt, daß man Ihnen, ohne zuvor Ihre Meinung zu hören, einen sehr beengenden Zaum angelegt hat. Ich erbiete mich nun, diesen Zaum wenigstens bedeutend zu lockern, wenn Sie in meine Dienste treten wollen."

„Freie Polen dienen nur Königen und Kaisern!"

„Bisweilen auch ihren Leidenschaften. — Aber mißverstehen Sie mich nicht, Herr Baron! — Es wird nichts weiter von Ihnen verlangt, als daß Sie nach vorgezeichneter Route eine Reise unternehmen und bald da bald dort einen Brief an Freunde von mir abgeben, die sofort auch die Ihrigen sein und Sie mit ausgezeichneter Freundlichkeit aufnehmen werden."

„Und welchen persönlichen Vortheil soll ich davon haben?"

„Ihr gegenwärtiger Jahrgehalt wird auf das Doppelte erhöht werden."

„Darf man fragen, durch welche Zauberkünste?"

„Ich bedaure, daß ich Ihnen die Antwort auf so bescheidene Frage schuldig bleiben muß."

„Aber das Ziel der Reise werden Sie mir nennen?"

„Genau kenne ich es gegenwärtig selbst noch nicht; doch kann ich Ihnen versprechen, daß Sie binnen vierzehn Tagen in Paris sein sollen."

„Sie sind in der That ein bewunderns-würdig großmüthiger Feind,“ sagte Stanislas. „Gesetzt nun, ich füge mich Ihrem Vorschlage, worüber ich mit mir noch nicht im Reinen bin, was würden Sie wohl thun, wenn ich Sie hinter's Licht führte, Sie und Ihre Freunde, meine revolutionär gesinnten Landsleute, den betreffenden Regierungen verriethe?“

Der Kaplan zuckte die Achseln und versetzte mit großem Gleichmuth:

„Ein derartiger Mißbrauch geschenkten Vertrauens wäre vielleicht ein Unglück für die Sache des Vaterlandes. Ich kann Sie weder daran verhindern, noch es Ihnen bei irgend welcher Ahndung verbieten — ich muß mich auf Ihre Discretion, auf Ihr Gefühl als Pole verlassen.“

„Aber mein Herr, das wäre ja ein grenzenloser Leichtsinn! — Wenn ich nun schlecht sein wollte —“

„Könnten Sie mich in eine sehr üble Stellung zum Vaterlande bringen, sehr richtig. Aber Sie werden nicht so schlecht sein.“

„Wer gibt Ihnen Gewährleistung dafür?"

„Ihr eigenes Interesse — Ihr Wunsch frei und wiederum Herr Ihres ganzen Vermögens zu werden."

„Ich gestehe, Herr Kaplan, daß ich dieses Band für ein sehr schwaches halte."

„Vielleicht, dennoch vertraue ich mit größter Ruhe seiner Haltbarkeit."

„Nun mein lieber Herr Kaplan," versetzte der Baron, „ungeachtet der Unbequemlichkeiten, die mit Reisen im Winter stets verbunden sind, finde ich Ihr Anerbieten doch so verlockend, daß ich mich zu dessen Annahme bereit erkläre. Täuschen Sie sich in mir, so ist dies ganz allein Ihre Schuld. Ich verbürge mich für nichts, ich verspreche Ihnen nichts — nein im Gegentheil ich sage Ihnen ganz unverhohlen, daß ich nur nach meinen Launen handeln werde!"

„Ihre Freiheit wird in nichts beschränkt sein, nur den vorgeschriebenen Weg müssen Sie einhalten."

„Und wenn ich es auch mit dieser Vorschrift nicht gar so genau nehme?"

„Haben Sie die Folgen auf Ihren Kopf zu nehmen! Ich warne Sie, Herr Baron, und kann im Falle solchen Ungehorsames für nichts stehen!“

„Ha, ha, ha! Sie werden spaßhaft! — Ich komme mir vor, wie ein Kind, dem man weiß machen will, ein Schornsteinfeger sei der leibhaftige Satan!“

„Dennoch, werther Herr Baron, wird es klug sein, Sie weichen weder zur Rechten noch zur Linken von ihrer Reiseroute ab!“

„Schon gut! — Ich will unterwegs darüber nachdenken. — Welchen Tag soll die Reise beginnen?“

„Welchen Tag? — Ei, mein Gott, in dieser Stunde!“

„Unmöglich!“

— „Gewiß! — Nicht eine Minute länger dürfen Sie weilen.“

„Aber das ist ja Tyrannei!“

„Nicht im Geringsten — es ist ein Abkommen, — Erfüllung eines Contractes.“

„Der noch nicht vollzogen ist!“

„Sehr wahr," sagte der Kaplan, „und wenn Sie dabei beeinträchtigt zu werden glauben, steht es Ihnen noch frei, zurückzutreten. Nur bedenken Sie wohl, Herr Baron, daß ich Sie alsdann als Verräther verhafte und mit einigen Nebenbemerkungen dem Grafen überliefere."

„Sie sind ein Teufel!" knirrschte der Baron.

„Im Gegentheil, ich bin Priester und abgesagter Feind aller Teufel! — Wenn es also gefällig ist, sollen Sie von jetzt an gerechnet in spätestens einer Stunde aus dem Schloßthore fahren."

„Sie werden in so kurzer Zeit Ihre Briefe nicht einmal siegeln, vielweniger schreiben können."

„Zum Glück ist Letzteres nicht nöthig — sie sind schon geschrieben. Nur einige Notizen in Bezug auf den vornehmen Ueberbringer derselben habe ich noch beizufügen."

„Aha! — Das Signalement des Verdächtigen."

„Behüte Gott! — Nichts weiter, als dringende Empfehlungen eines ergebenen Freundes.“

„Wohlan denn,“ sagte Stanislas, der den glatten Händen des gewandten Kaplans zu entschlüpfen nicht hoffen durfte, „wohlan, ich will aus freier Entschließung Ihr Courier sein und binnen einer Stunde die Reise antreten. Ich eile, mich zu rüsten und zuvor meiner liebenswürdigen Cousine mich zu empfehlen.“

„Bemühen Sie sich deshalb nicht, Herr Baron,“ sagte der Kaplan mit außergewöhnlicher Freundlichkeit. „Ihren Entschluß voraussehend, habe ich befohlen, daß man alle Ihre Effecten und Kleider in eins meiner Zimmer schaffe. Hier können Sie nachsehen, sich umkleiden und mit größter Bequemlichkeit alle Vorkehrungen zu einer schnellen Abreise treffen.“

„Aber ich kann doch das Schloß nicht wie ein Dieb verlassen, der sich scheut, einem ehrlichen Menschen zu begegnen! Was müßte die Gräfin von mir denken!“

„Sie würde Sie für einen zwar etwas ungestümen aber doch nicht allen Zartgefühles entbehrenden Mann halten! — Verlassen Sie sich darauf, daß ich Sie der Frau Gräfin angelegentlichst empfehlen und genügend bei ihr entschuldigen werde.“

Stanislas senkte schweigend die Augen. Er war offenbar unschlüssig, ob er sich dem Ansinnen des eigensinnigen Priesters fügen oder sich ihm gewaltsam widersetzen sollte. Sein Stolz rieth ihm zu Letzteren, wogegen sein Hang zu sorglosem, herumvagabondirendem Leben die von dem Priester ihm eröffnete Laufbahn in rosigstem Lichte erscheinen ließ. Auch hoffte er, einmal den Händen dieses Mannes entschlüpft, Zeit und Gelegenheit zu schicklicher Rache zu finden und dann, gelobte er mit stillen Schwüren, den Verhaßten langsam zu Tode zu quälen. — Daß der Kaplan in allen Dingen wahr gesprochen habe, glaubte er nicht, am allerwenigsten in Bezug auf Abänderung der zu erhaltenden Reiseroute. Er nahm sich daher bestimmt vor, sobald erst Deutschland hinter ihm liegen würde, seine

Reise ganz nach Gutdünken einzurichten. Darüber mit sich einig, blickte er entschlossen wieder auf, reichte dem Kaplan die Hand und sagte:

„Nun meinetwegen! — Ich verpflichte mich durch diesen Handschlag, Ihre Aufträge nach besten Kräften und den erhaltenen Vorschriften gemäß zu vollziehen unter der Bedingung, daß Sie dagegen an Eides Statt versprechen, mir eine freiere Disposition über mein Vermögen zu ermitteln."

„Das verspreche ich," sagte der Kaplan und drückte Stanislas von Sembronowski die Hand. Dann begleitete er seinen neu angeworbenen Courier durch zwei Zimmer, verschloß auf dem Rückwege vorsichtig alle Thüren und setzte sich wieder an seinen Arbeitstisch.

Auf den Gesichtszügen des Jesuitenzöglings sprach sich eine große Zufriedenheit aus. Er überließ sich einige Minuten stillem Nachdenken, dann nahm er eine Menge schon vollendeter Briefe vor, fügte Jedem eine kurze Nachschrift bei und siegelte sie. Dabei beobach-

tete er keinerlei Vorsicht, wie dies Leute zu thun pflegen, welche argwöhnen, daß irgend ein Unberufener Lust verspüren sollte, sich heimlich mit dem Inhalt der Briefe bekannt zu machen. Nach Vollendung dieses Geschäftes legte er seine goldene Cylinderuhr auf den Tisch und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf die vorwäts rückenden Zeiger.

„Gott Lob, das wäre gelungen!" sagte der Kaplan. „Der unbesonnene Mann ist unschädlich gemacht, wie er sich auch gebehrden mag. Er läuft in einem Reifen, den er nie mehr sprengen kann, und so muß er uns, selbst gegen seinen Wunsch und Willen, dienen! — Warten wir nun ab, wie die Brüder in Rom dem finstern Ketzer im Gebirg beikommen! —

Die Uhr repetirte. Der Kaplan stand auf, nahm die bereit liegenden Briefe, umwickelte sie mit grüner Seidenschnur und ging nach dem Zimmer des Barons. Dieser stand reisefertig am Fenster. Auf dem Hofe stampften vier muthige Rosse vor dem bequemen Reisewagen.

„Man könnte wirklich versucht werden, Sie für einen Hexenmeister zu halten,“ sagte Stanislas lachend, „wenn man ohne vorausgegangene Befehle jeden Wunsch in Erfüllung gehen sieht. Ich beneide Sie um diese Kunst oder um Ihre Verbindungen.“

„Es ist ganz einfach die Kunst der Ordnung und des Gehorsams,“ erwiederte der Kaplan. „Befleißigte sich die menschliche Gesellschaft allgemein derselben, so würden wir zwei Drittheile aller Unglücksfälle und Täuschungen nicht zu beklagen haben und um Vieles glücklicher und zuversichtlicher leben.“

Er zog den Klingelzug, befahl dem Bedienten, die bereitstehenden Koffer aufzuschnallen und trat dann neben Stanislas an's Fenster, der den Priester in allen Dingen gewähren ließ.

„Haben Sie jetzt die Güte, verehrter Herr Baron,“ sagte er „diese Briefe in Empfang zu nehmen. Die Adressen derselben werden die Stelle einer spezifizirten Reiseroute vertreten. Ich habe sie geordnet den Städten nach, die Sie berühren müssen — Krakau, Thorn, Posen, Berlin, Frankfurt am Main,

Straßburg, Paris, Lyon, Genf, Bern, Turin, Modena, Florenz und Rom. — Es wird nicht verlangt, daß Sie diese sehr anstrengende Reise persönlich zurücklegen. In Paris wird Sie ein Anderer ablösen, wenn Sie dort auszuruhen wünschen. Nur bis dorthin bitte ich um Eile und — vor Allem um gewissenhaftes Einhalten der kürzesten Poststraßen! — Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich!"

„Adieu und tausend Grüße der schönen Gräfin!" sagte der Baron. „Sie sollen mit mir zufrieden sein."

Stanislas stieg in den Wagen, schnaubend sprengten die Rosse an.

„Ich werde mit Dir am zufriedensten sein," murmelte der Priester, „wenn Du alle Vorschriften übertrittst. — Du bist uns dann nicht mehr gefährlich."

Siebentes Kapitel.

Vater und Tochter.

Der freundliche Leser erinnert sich, daß Graf Mierslewski auf seiner Fahrt nach Kalugi's alterthümlichen Feudalschlosse den trotzigen Bogecz traf und diesem den menschenfreundlichen Wink gab, seine hübsche melancholische Tochter mit dem Forstverwalter seines Nachbars zu verheirathen. Mierslewski wartete die Antwort des gewesenen Soldaten nicht ab und sah daher auch nicht den furchtbaren Blick, der im Auge des unzufriedenen, tieferbitterten galizischen Bauers aufloderte.

„Er höhnt mich — der Elende," murmelte Bogecz durch die Zähne. „Und ich bin ihm doch immer ein treuer und williger Unterthan gewesen!"

Betrübt ließ er den Kopf auf seine breite Brust herabsinken, als zieme es ihm nicht, den Blick frei zum Himmel aufzuschlagen. Bald aber machte ein neuer Gedanke ihn zusammen fahren und an allen Gliedern wie Espenlaub zittern. Er verschwand in der lochartigen Thür, aus welcher beizende Rauchwolken in die kalte Nebelluft aufwallten. Schnell stieg Bogecz die schmale schadhafte Treppe hinauf, die unter dem Gewicht seines gewaltigen Körpers erbebte, und ging nach einem kleinen Verschlage unter dem niedrigen Dache, dessen Schobendecke von Windstößen vielfach durchbrochen war und Schnee und Regen freien Durchgang gestattete. Nur ein dichter langjähriger Ueberzug wuchernden Mooses und geiler Schmarotzerpflanzen hielt die halbverweste Strohdecke auf dem Lattengerüst noch nothdürftig zusammen.

Dieser Verschlag war die Kammer seiner Tochter. Er enthielt nichts als ein Strohlager, mit Lacken grober weißgrauer Leinwand überbreitet, das dem armen Kinde zur nächtlichen Ruhestätte diente, einen Schemel, einen buntbemalten Kasten zur Aufbewahrung ihrer wenigen

Kleidungsstücke und Habseligkeiten, und an der wackelnden Balkenwand ein Madonnenbild, das von einem Kranz verwelkter Kornblumen und Binsen umwunden war und unter dem in der durchsichtigen Hülse eines Medicinglases das blaue Flämmchen eines Binsenlichtes brannte.

Hedwig kniete unter dem Bilde der Gottesmutter, als ihr Vater in die ärmliche Kammer trat. Sie sprach ihr Morgengebet und zwar aus so vollem Herzen, mit so tiefer Andacht, daß die Außenwelt ganz vor ihr verschwand und sie rein und lauter mit dem Geist der Liebe und Gnade verkehrte. Thränen, ob des Dankes oder des Kummers, wissen wir nicht, träufelten in zwei glänzenden Perlenbächen über ihre zarten bleichen Wangen herab und fielen auf Ihren jungfräulichen Busen, der in reizender Fülle unter dem groben Gewande, das ihn kaum bedeckte, hervorschimmerte.

Bei diesem rührenden Anblick blieb Bogecz an der Thüre stehen. Die ungeheuchelte Frömmigkeit des sanften Mädchens besänftigte

seinen kochenden Zorn und einen Augenblick lang war er nahe daran, die Betende nicht zu stören und die Bemerkung des Grafen als einen nichtssagenden Einfall geflissentlich zu vergessen. Aber sein wildes Blut siegte über die Mahnungen der Vernunft. Er gedachte der erlittenen Schmach, der entehrenden Strafe, des neulich erst wieder erlebten frechen Hohnes seines übermüthigen Peinigers, und lieber wollte er für alle Ewigkeit ein Genosse der Verdammten werden, als diesem Unmenschen die Hand zur Versöhnung reichen, oder wohl gar gestatten, daß er sein Kind, seine geliebte zarte Hedwig als Gatte umarme. —

Festen Schrittes trat er daher hinter das betende, in heiligende Andacht versunkene Mädchen und berührte mit seiner harten Hand ihre seidenweichen dunkelblonden Locken, die ungeordnet in glänzenden Wellen über den Rücken herabhingen und auf dem schwarzen Lehm-Boden der Kammer wie ein Häufchen Goldschaum gesammelt lagen.

„Zu wem betest Du, Hedwig?" fragte er mit bewegter Stimme.

Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen, da es ihr etwas ganz Ungewohntes war, so plump und grausam in ihrer sie beglückenden und für die Mühen des ganzen Tages stärkenden Morgenandacht gestört zu werden. Ein Blick des Vorwurfs, durch Thränen schimmernd, traf den grimmigen Bauer, und indem sie zu lächeln versuchte, sagte sie flehentlich:

„O Vater — laß mich in meinem Himmel!“

Und das verklärte Madonnengesicht dem schlechten Bild der bekränzten heiligen Jungfrau wieder zukehrend, fuhr sie fort, ihre bescheidenen und unschuldigen Kindesbitten der Himmelskönigin vorzutragen und die schwarzen Korallen des Rosenkranzes, der wie eine feingegliederte Schlange sich um die alabasterweißen Finger schmiegte, inbrünstig an ihre bebenden Lippen zu drücken.

„Zu wem betest Du?“ wiederholte Bogecz heftiger und schüttelte die knieende Tochter bei der Schulter.

„Zu unser Aller Fürsprecherin — zur gnädigsten Mutter des Heilandes! — Aber,

was ist geschehen, Vater! — — Du zitterst und Deine Augen glühen wie feurige Kohlen."

„Und für wen betest Du?" schrie Bogecz, auf die Worte der schüchternen Tochter, die noch immer vor der Madonna auf den Knieen lag, nicht achtend.

„Ach," erwiederte Hedwig schluchzend, „ich sehe jetzt wohl ein, daß ich ein sündenbehaftetes Kind bin! — — Ich betete für mich, nur für mich, weil ich mich so elend fühlte — — und meiner armen Aeltern gedachte ich nicht! — — — O vergib, heilige Jungfrau und Du, Vater, zürne mir nicht! — — O laß mich allein, Vater, damit ich mich wieder sammle und auch für Dich und die Mutter Heil und Segen vom Himmel erflehe."

Vom Druck der schweren Hand ihres Vaters zur Seite gebogen kehrte Hedwig ihr Engelsgesicht jetzt Bogecz zu, und weil sie noch immer ihre mit dem Rosenkranz umschlungenen Hände gefaltet hatte, schien es, als flehe sie den zürnenden Mann um Erbarmen, der in abschreckender Wildheit vor ihr stand und mehr einem Dämon, als einem Menschen glich.

„Geh, ehrlose Dirne, Du heuchelst!" schrie jetzt Bogecz auf. „Für Deinen verworfenen Geliebten, den Sohn der Hölle, hast Du Gebete im Herzen und auf den Lippen, aber für Deinen alten unglücklichen entehrten Vater findest Du keine Worte der Fürbitte! — O geh, geh — — ich verstoße Dich!"

„Vater!" jammerte Hedwig, die Füße des Zürnenden mit beiden Händen umklammernd. „O Vater, was habe ich Dir gethan, daß Du so grausam bist?"

„Du liebst! — Ha, Du zuckst zusammen, Kind der Sünde? — — Nun und wen liebst Du? — — Wer ist der Elende, dem Du angehören möchtest?"

„Ist es ein Verbrechen, zu lieben?" entgegnete Hedwig, den ingrimmigen Vater unverwandt mit ihren großen Augen ansehend. „Ich liebe die ganze Menschheit, wie Christus uns befohlen hat."

„Aber ihn, den Gottverfluchten, ihn vor Allen! — — O, daß Dich die Würmer gefressen hätten im Schooße der Mutter!"

„Du bist fürchterlich, Vater!" stammelte entsetzt die Tochter und rutschte auf den Knieen rückwärts bis an die Balkenwand. Grad über ihr hing das schlecht gemalte vom Binsenlicht trüb beleuchtete Bild der Madonna. „Wen meinst Du? — Wen verfolgst Du mit so gräßlichem Fluche?"

„Ihn, unter dessen Peitsche ich blutete!" knirschte Bogecz.

„Ha, den Forstverwalter auf Dobrczielce!"

„Den Buben Godornik!" flüsterte der Bauer.

„Er ist unglücklich," sagte Hedwig mit gesenktem Blick und eine feine Röthe überflog ihre blassen Wangen. „Die Unglücklichen sollen wir schonen."

Bogecz bemühte sich ruhig zu bleiben. Er trat der an der Balkenwand knieenden Tochter näher und indem er auf das Bild der Gottesmutter zeigte, sagte er:

„Glaubst Du an die heilige Jungfrau?"

„Wie an meine Seele, durch die ich lebe!"

„Schwöre bei ihrer Gnade und bei Deiner Verdammniß!"

„Was soll ich schwören, Vater?“

„Daß Du Godornik hassest — daß Du ihm fluchst — daß Du ihm tausendfaches Weh und dreitausendfach qualvollen Tod wünschest! — Schwöre!“

„Ich kann nicht, Vater,“ stammelte das unglückliche Mädchen.

„Warum? — Er ist ein Fremder, ein Herrenknecht — er geht Dich nichts an.“

„Aber —“

„Aber?“

„Ich — bin ihm — gut!“

„O daß Deine Seele ein Irrlicht würde für dieses Wort und über sumpfigem Moor rastlos auf und ab wanderte, bis allen Sündern vergeben ist am jüngsten Tage!“

Hedwig verhüllte sich die Augen. Sie wagte nicht mehr den entsetzlichen Vater anzusehen, — sein Fluch klang wieder in ihr und hallte fort in ihrem Herzen wie das richtende Wort des Ewigen. Halb bewußtlos bat sie die heilige Jungfrau um einen schnellen schmerzlosen Tod.

Nach einer kurzen Pause, in welcher Bogecz einen Entschluß gefaßt zu haben schien, riß er die zitternde Tochter vom Boden auf und drängte sie aus der Kammer nach einer verschlossenen Dachlucke, deren Thür er mit dem Fuße aufstieß.

„Liebst Du Godornik?“ fragte er sie nochmals barsch.

„Ich weiß nicht,“ wimmerte Hedwig, sich fest an den groben Friesrock des ungestümen Vaters klammernd.

„Du weißt es nicht — ha, ha, ha — und gestehst doch, daß Du ihm gut bist!“

„Ich mag ihn gern, denn — denn er liebt mich!“

„Und besucht Dich heimlich, — nicht wahr?“

„Er wollte — aber ich ließ es nicht zu.“

„Und wo, mein sittsames, schüchternes Täubchen, fand diese zärtliche Besprechung statt?“

„Auf dem Tarnower Markte.“

„Wann?“

„O lange, lange — schon im Sommer.“

„Und Du erröthetest nicht vor Schaam, wenn Du an das gedachtest, was Deinem Vater von diesem Buben geschehen war?“

„Ich wies ihn ab, aber er bat so sehr — er wünschte Dich zu versöhnen — Dir Gutes zu thun — sein Unrecht, daß er im trunkenen Muth verübt, Dir abzubitten! — Ach sein Schmerz rührte mich — und der Worte unserer Kirche gedenkend, die ja fordert, daß wir allen Feinden vergeben sollen, mußte ich auch ihm vergeben. — — O Vater, Godornik ist nicht böse, nicht schlecht, ihn beherrscht nur der Zorn, wie — wie Dich!“

„Eben deshalb taugen wir nicht für einander,“ versetzte Bogecz ruhiger. „Ich kann und will ihn nicht sehen, nichts von ihm hören, und ich verbiete Dir hiermit allen Verkehr und Umgang mit dem von mir Verfluchten. Uebertrittst Du mein Gebot, so geschieht, was ich Dir jetzt sage! — Ich schleppe Dich hierher und knüpfe Dich an den äußersten Enden Deiner Haare hier an den Globen, und da sollst Du hängen ohne Speise und Trank, bis das Gewicht Deines Körpers die dünnen Seile

zerreißt und Du hinabstürzest in die unten aufgestemmten Sensen, oder bis Dich die Raben und Dohlen lebendig fressen! — Merke Dir's — ich halte Wort! —"

Während Bogecz diese Drohung aussprach, war eben die Sonne aufgegangen und spielte, durch finsteres Gewölk brechend, mit ihren bluthig rothen Strahlen auf den vor dem Hause kreuzweis aufgestellten Sensen. Hedwig schauderte zusammen und klemmte sich fester an das Kleid ihres unversöhnlichen Vaters.

„O sei barmherzig! Sei barmherzig!" flehte sie. „Ein gefährlicher Feind wird oft der zuverlässigste Freund!"

„Den Freund muß ich lieben und schonen, den Feind kann ich hassen und — tödten!"

„Du wirst es nicht Vater — Du wirst Godornik vergeben! — — O es ist so süß zu vergeben und zu lieben! — Es macht uns so glücklich!" —

„Ich verlange nicht nach Glück — ich wünsche und suche Rache! — Ein geschlagener Mann vergibt nie."

„Räche Dich an mir — nur schone ihn!“ bat Hedwig und erhob weinend die Hände zu Bogecz.

„Er stirbt durch meine Hand, bei dem blutigen Auge Gottes, das dort aufblitzt über finstern Nebelwällen! Er stirbt und Du folgst ihm, wenn Du mein Gebot übertrittst!“

„O so tödte mich gleich, denn ich kann es nicht halten — ich kann Godornik nicht hassen!“

„Zwinge Dich und Du wirst es können — aus Liebe zu Deinem Vater.“

„Wenn ich ihn verlasse, ihn verstoße, wird er Dir Böses zufügen! — Er ist so heftig!“

„Desto besser — so habe ich mehr Grund ihn aus der Welt zu schaffen. — Geh und gehorche!“

Mit raschem Druck streifte er die Hände seines Kindes von sich, stieß es zurück und verließ den Boden.

Hedwig blieb gänzlich verstört geraume Zeit an der offenen Lucke knieen. Als sie wieder zu sich kam und ihre trostlose Lage mit klarem Geiste überlegen konnte, fühlte sie

sich unaussprechlich elend. Sie wünschte sich den Tod und hätte doch auch gern noch leben mögen, um dem Bedrohten die Gefahr zu melden, die seiner wartete. Ströme von Thränen vergießend schleppte sie sich wieder unter das Bild der Gottesmutter in ihrer kleinen Dachkammer, warf sich vor derselben nieder und betete so lange und heiß zu ihr, bis die entsetzliche Gegenwart vor dem Auge ihres Geistes verschwand und sie in einer reineren Lichtatmosphäre wandelte. Im Eifer ihres Gebetes gelobte das unschuldige Mädchen, wenn sie je noch glücklich werden, ihr Vater Godornik verzeihen und ihren Bund mit dem geliebten Manne segnen solle, der heiligen Jungfrau das erste Pfand ihrer Liebe dankend darzubringen und es dem strengsten Dienst der Kirche zu weihen.

Das Gebet stärkte Hegwig. Beruhigt, ihre Thränen trocknend stand sie auf und stieg die schwanke, knarrende Treppe hinab, um die Sorgen und schweren Arbeiten im Hause mit ihrer unliebenswürdigen Mutter zu theilen.

Achtes Kapitel.

Ein Mädchenherz.

An Fleiß und strengen Gehorsam von Kindheit an gewöhnt, fühlte Hedwig ein nie geahntes Bangen bei dem Gedanken, daß es ihr unmöglich sein würde, die Befehle des harten Vaters zu befolgen. Auch konnte sie dieselben mit ihren Begriffen von Nächstenliebe, von Billigkeit und christlicher Milde nicht in Einklang bringen, und dies verursachte ihr noch mehr Unruhe und Gewissensscrupel.

Um der Mutter nicht merken zu lassen, was sie quäle, arbeitete sie mit leidenschaftlicher Ausdauer. Vater und Bruder waren die größere Hälfte des Tages nicht daheim, was sie einigermaßen ermuthigte, da sie sich unbelauscht wußte. Denn Hela gab selten

auf die Tochter Acht, da sie nach Art ungebildeter alter Weiber mit ihren Grillen fast ausschließlich beschäftigt war.

So verging der Tag, ohne daß an Hedwigs gewöhnlichem Betragen eine auffallende Veränderung zu bemerken gewesen wäre. Sie war still, wie sonst, seufzte bisweilen heimlich, zeigte aber weder größere Niedergeschlagenheit noch aufgeregteres Wesen. Bei der kargen Abendmahlzeit, an welcher Bogecz und Jacob theilnahmen, schien sie dem Vater eher munterer und frischer als andere Tage, woraus er folgerte, daß sich der kleine Unverstand wohl besonnen haben möge. Sie wies die Branntweinflasche, das einzige Labsal dieser beklagenswerthen Menschen, nicht von sich, wenn sie der Reihe nach umgehend, an sie kam, und von dem ungewohnten reichlichen Genuß dieses scheußlichen Giftes aufgeregt, funkelten ihre großen Augen in schauerlichem Feuer.

Um Holz und Licht zu sparen, ging die Familie zeitig zu Bett. Auch Hedwig kroch in ihren Verschlag, verriegelte von Innen die Thür und kniete dann zum Nachtgebet vor dem

Bilde der heiligen Jungfrau nieder, nachdem sie das kleine Binsenlicht in der Medicinflasche angezündet hatte.

Das leidenschaftlich bewegte Mädchen, das im Laufe des Tages einen kühnen Entschluß gefaßt hatte, betete heut nicht ruhig, in Gottes weise Fügungen demüthig ergeben, wie sonst, sondern ungestüm, stürmisch, wildfordernd. Ihr Gebet glich mehr einem Kampf, als einer Bitte. Sie rang die Hände wie in Verzweiflung, sie zitterte fieberhaft an allen Gliedern, ihre sonst so schönen Augen rollten entzündet in wilder Verzückung.

Wohl eine halbe Stunde lag sie so ringend und kämpfend vor dem Muttergottesbilde auf den Knieen. Körperlich ermattet, aber geistig gestärkt, wie ihre entschlossene Miene anzeigte, stand sie auf und entriegelte die Thür ihres Kämmerleins. Sie horchte einige Secunden lang, ob sich etwas rege im Hause. Da Alles still blieb, schlüpfte sie barfuß über den Estrich, tänzelte auf den Fußzehen bis zur Kammerthür ihrer Aeltern und legte lauschend ihr feines Ohr an das Schlüsselloch. Regelmäßiges

tiefes und starkes Athemholen verkündigte dem Mädchen, daß ihr Vater in festem Schlafe liege. —

Leicht wie eine Gazelle flog sie nun zurück in ihre Kammer, schlang ein buntgewürfeltes Tuch um ihre reizenden Haare, ein anderes um Nacken und Busen, nahm ihre Holzschuhe auf, warf nochmals einen flehenden Blick auf die Himmelskönigin, bekreuzte sich und löschte das bläulich flimmernde Binsenlicht. Darauf verließ sie den Verschlag, schlich mit größter Behutsamkeit nach der Treppe, die sie mit der behenden Leichtigkeit einer Katze hinabstieg, ohne daß sie ein einziges Mal unter den gleitenden Fußberührungen des Mädchens knarrte, und schöpfte nun auf der finstern Flur beruhigt Athem. — Im Wohnzimmer schlief Jacob, ihr Bruder. Dieser hatte, wie sie wußte, einen sehr leisen Schlaf, der beim geringsten Geräusch gestört ward. Sie bedurfte also doppelter Vorsicht, wenn sie ihren Entschluß ausführen wollte. — Das Glück begünstigte sie — Jacob schnarchte, daß man es draußen im Hofe hören mußte, und da er viel Branntwein

genossen hatte, durfte sie annehmen, daß dieser erste Schlaf betäubender und fester sein werde, als es bei ihrem Bruder gewöhnlich der Fall war. Geschwind entriegelte Hedwig die Hausthür, überschritt die Schwelle und zog die Thüre hinter sich wieder fest an.

Die Nacht war still und ziemlich hell. Der „Himmelswagen," wie der Landmann das Gestirn des „großen Bären," nennt und die flammende Sternengruppe des Orion standen leuchtend am dunkeln Himmel und warfen einen Schimmer von Licht auch auf die Erde. Am Gebirge zogen weißliche Wolken vorüber, die hohen Kuppen des Tatra waren dicht mit schwarzen drohenden Nebelmassen verhüllt. Es fror stark, der Schnee glitzerte und sah aus Millionen buntflimmernden Augen das vorübereilende Mädchen an.

In einiger Entfernung von der älterlichen Behausung zog Hedwig ihre mitgenommenen Holzschuhe an. Sie war die kleine Strecke barfuß über den kalten knisternden Schnee gelaufen, ohne in ihrer Unruhe und fieberhaften Erregung die beißende Kälte gefühlt zu haben.

Kein Laut rührte sich im Dorfe. Die ärmlichen Hütten waren wie ausgestorben. Nicht einmal ein Hund schlug an, aufgeschreckt durch die knisternden Schritte des eilig vorüberwandelnden Mädchens. Nur jenseits des Dorfes in den stolzaufsteigenden Steinmassen des Schlosses, dessen helle große Fenster wie geschliffene Silberplatten im Schein der Sterne glänzten, zeigten sich einige Abtheilungen von vielen Lichtflammen erleuchtet, und von der andern den Gebirgen zugekehrten Seite, die nur spärlich bewohnt und stellenweise mit verschlungenem Urwalddickigt bedeckt war, ließen sich eigenthümlich unheimliche, in bestimmten Pausen wiederkehrende Töne hören, die unbeschreiblich schauerlich auf den wogenden Luftwellen fortrollten. Hedwig waren diese Töne bekannt — sie wußte, daß Wölfe auf nächtlichen Raub ausgehend ihre waldigen Schlupfwinkel verließen! — Dennoch überlief das junge siebzehnjährige Mädchen kein Schauer der Furcht. Sie wußte sich auf frommen Wegen und glaubte nicht, daß auf so gottgefälligem Gange ihr irgend etwas Böses

begegnen oder ein schwerer Unfall zustoßen könne.

Hedwig wanderte nach Dobrczielce in der Absicht, den Forstverwalter Godornik, der ihr so viele Zeichen aufrichtiger Zuneigung gegeben hatte, so wohl vor der ihm drohenden Gefahr, die sie in ihrer mädchenhaften Angst sehr nahe sah, zu warnen, als ihn auch dringend zu bitten, ihren unglücklichen Vater ferner weder durch Wort noch Gebehrde mehr zu beleidigen. Das geängstete Kind fühlte wohl, wie sonderbar dieser nächtliche Gang von Manchen gefunden werden könnte, wie man ihn zu ihrem Nachtheil auslegen würde, wenn er je bekannt werden sollte; allein sie glaubte ein Recht zu haben, jeder Verläumdung mit offener Stirn entgegentreten zu dürfen, da sie ja nur Versöhnung zweier Feinde beabsichtigte und größerem Unglück steuern wollte.

Es war ein weiter, beschwerlicher Weg bis Dobrczielce, doppelt beschwerlich bei Nacht, da keine große Verbindungsstraße dahin führte, sondern nur schmale, wenig betretene Fußsteige durch Moor und unbebautes mit Gesträuch und

Schilf bewachsenes Haideland, das später in bewaldete Hügel überging, gelegt waren.

Das Schilf sang im leisen Windhauch monotone Weisen, gespenstischen Liedern zu vergleichen, die durch die Luft flattern oder aus der Erde aufsteigen. Als Hedwig in das Gebüsch der Hügel trat, wurde sie häufig von einem dumpfen Klopfen erschreckt, dessen Entstehung sie sich nicht erklären konnte, bis ein paar Kaninchen rasch über den Weg nach ihren Erdhöhlen schlüpften. Das diesen freundlichen Thieren eigenthümliche Aufschlagen mit den Hinterläufen, bevor sie sich in fliehende Bewegung setzen, brachte den wunderlichen dumpfen Schall hervor.

Obwohl Hedwig sich keine Secunde unterwegs aufgehalten hatte, war es doch beinahe zehn Uhr, als sie Dobrczielce erreichte. Sie bat Gott inständigst, er möge es fügen, daß Godornik in seiner Wohnung außerhalb der Mauern des gräflichen Schlosses und nicht etwa im Schlosse selbst sei, was sehr möglich, sogar sehr wahrscheinlich war. In diesem unglücklichen Falle wäre ihr gewagter Gang

erfolglos gewesen, denn zu so später Stunde in das Schloß zu kommen, war unmöglich, ohne das größte Aufsehen zu erregen.

Sie nahm, etwas langsamer gehend, ihre Zuflucht wieder zum Gebet und betete so lange, bis sie das wohlbekannte Häuschen des Forstverwalters von Ferne sah. Dieses Häuschen unterschied sich in seiner Bauart durch nichts von den übrigen Bauernwohnungen, nur war es besser gehalten, Birn- und Pfirsichbäume an Spalieren daran emporgezogen, auf allen Seiten von Blumen und Gemüsegärten umgeben, die ein hohes buntangestrichenes Stacket umschloß. Hedwig lachte das Herz im Leibe, als sie diese hübsche, zierliche Wohnung erblickte, die von Wohlhabenheit ihrer Bewohner zeugte. Und wer hätte es dem Mädchen wohl verdenken können, daß sie in solcher Behausung als ordnende Gattin eines geliebten Mannes dereinst zu schalten wünschte.

Hoch erfreut bemerkte sie Licht im Zimmer Godorniks und ihr Herz schlug hörbar und so heftig, daß sie kaum athmen konnte.

„Gelobt sei die gnädige hochheilige Jungfrau!“ lispelte das ermüdete Kind, die fast erstarrten Hände unter dem Busen faltend. — Er ist daheim und noch wach! — — Er wird mich gewiß erhören, denn daß ich ihn über Alles liebe, muß er doch aus meinen Handlungen sehen. — Beschütze mich, Du lieber Gott und laß mich Worte finden, die sein Herz rühren und ihn bekehren.“

Schüchtern und so behutsam wie möglich klinkte Hedwig die Stackethenthür auf, ging langsam durch den zu beiden Seiten mit Kirschbäumen, die jetzt ihre entblätterten Aeste kahl und schwarz gen Himmel streckten, eingefaßten Gang nach dem Wohnhause und klopfte kaum hörbar an die Thür. — Sie mußte ihr Klopfen stärker und zwar zweimal wiederholen, ehe es drinnen lebendig wurde, ein Fenster aufging und eine Männerstimme sehr unsanft fragte:

„Ist Jemand draußen?“

„Guten Abend, Godornik,“ erwiederte Hedwig so sanft und freundlich, wie nur die Liebe sprechen kann, und beugte ihr halbver-

hülltes Gesichtchen so weit vor, daß der Forstverwalter ihre Züge genau erkennen konnte.

„Wie! — Du Hedwig? — Mein Gott, wo kommst Du her?"

„Mach' nur auf, so sollst Du's erfahren. — Mich friert gewaltig an Hände und Füße, und ich babe auch gar nicht lange Zeit zu verplaudern."

Godornik hatte das Fenster schon wieder geschlossen und entriegelte im nächsten Augenblick die Thür.

„Komm, komm, Goldkind, aber hübsch leise, damit die Mutter nicht aufwacht. — Sie ist unwohl und erst vor Kurzem eingeschlafen."

Hedwig drückte dem Geliebten innig die Hand und trat mit ihm in ein wohl durchwärmtes reinliches und bequemes Zimmer. Thränen der Freude stürzten ihr in die Augen, als sie so viel Glanz und Glück vereinigt sah, und mit einer Art von Ehrfurcht setzte sie sich auf das weichgepolsterte Sopha, zu dem Godornik sie führte.

Der Forstverwalter von Dobrczielce war ein junger kräftiger Mann von gutem Aussehen, schlank und gelenk, schwarzhaarig und stark gebräunten Gesichts. Er hatte ächt slavische Züge — breite Backenknochen, stumpfe Nase, mandelförmiggeschlitzte, ein klein wenig schiefstehende Augen. Die Stirn war niedrig, sein Blick scharf, aber falsch. In seinem ganzen Auftreten lag nichts Edles, nichts sittlich Anziehendes. Er war hochfahrend, brutal, aber gewandt und deshalb bei dem schönen Geschlecht gar nicht unbeliebt. Seit sieben Jahren lebte er allein mit seiner bejahrten Mutter, die ihm die Wirthschaft führte, in der vom Vater ererbten Wohnung, welche durch die Freigebigkeit des erkenntlichen Grafen mit Gärten, etwas Wiesen- und Waldland bedeutend vergrößert worden war und durch kluge Verwendung guter Einnahmen von dem jungen Godornik ihr jetziges freundliches Aussehen erhalten hatte.

Godornik war aufrichtig erstaunt über Hedwigs Schritt und konnte nur mit Mühe seine beißende Spottlust besiegen. Er setzte sich neben sie, küßte einige Male ihre kalte kleine

Hand, sah ihr zärtlich in die von Freudenthränen überfließenden Augen und fragte mit schlechtverhehlter Neugierde, was jedoch Hedwig nicht bemerkte:

– „Aber um Gottes und aller Heiligen Willen, sage mir doch, Herzenstäubchen, was Dich zu solcher Zeit den langen schauerlichen Weg zu mir führt!“

„Mein Vater!“ stammelte das Mädchen und Schluchzen erstickte ihre Stimme. Godornik erschrak, denn er gedachte des vergangenen Abends und seiner herzlosen Worte.

„Was ist's mit Deinem Vater?“ sagte er zaudernd.

„O er weiß Alles – daß wir uns lieben – und da hat er heut Morgen mit furchtbarem Fluch mir und Dir den Tod geschworen!“

„Der herzlose Tyrann! – Und da bist Du fortgelaufen, mein Herz, um mich zu benachrichtigen, nicht war?“

Hedwig nickte und trocknete sich die Thränen.

„Liebe, gute Seele! – Habe Dank für so viele Liebe!“

Godornik zog das nicht widerstrebende Mädchen an sich und küßte ihr Mund und Augen.

„Fürchte nichts, mein Engel," sagte er, „es soll Dir Niemand ein Haar krümmen. — Aber wer kann es dem wilden Alten verrathen haben, daß wir einig mit einander sind?"

„Ich weiß nicht! — Aber es ist ein rechtes Unglück für mich, daß —"

„Nun was denn? — Sprich doch."

„Daß Du so hart mit dem Vater verfahren bist und — und ihn obendrein noch öffentlich deshalb verhöhnst! Es ist das nicht recht von Dir, Godornik, und ich komme, um Dir zu sagen, daß ich deshalb recht sehr böse auf Dich bin und Dich nicht mehr lieb haben will!"

„Ei wer wird Vergangenes so lange nachtragen!" erwiederte der Forstverwalter gutmüthig. „Ich denke schon lange nicht mehr daran, und wenn mir doch irgendwie eine Anspielung darauf entschlüpft ist, so mag's wohl im Trunk geschehen sein. — Ich weiß

mich nicht zu erinnern und verspreche Dir, es gewiß nie wieder zu thun!"

„Ja das sagte ich dem Vater auch, aber er mag nichts davon hören, sondern will Dein Blut."

„Mein Blut?" wiederholte Godornik. „Wenn er solche verbrecherische Gedanken hegt, muß er eingesperrt werden."

„Um Gottes Willen nicht! — Wovon sollten wir dann leben! — Und den Vater, der jetzt so heftig und aufbrausend ist, führte es sicher zu irgend einer schrecklichen That!"

„Hast Du ihm denn nicht gesagt, daß ich mein Verfahren bereue, mich mit ihm versöhnen und eben darum sein Schwiegersohn werden will?"

„Alles, Alles habe ich ihm gesagt — auf den Knieen habe ich ihn angefleht, er möge Dir vergeben, Du seist gut und brav — aber Nichts, Nichts wollte fruchten! — Er drohte mich zu tödten, wenn ich nicht von Dir ließe, Dich jemals wiedersähe, mit Dir spräche!"

Hedwig begann von Neuem heftig zu weinen. Godornik sehr bestürzt von dieser

Nachricht über des gefürchteten Bogecz Gesinnungen gegen ihn, ging nachdenkend durchs Zimmer. — Plötzlich kam ihm ein Gedanke, in dem er Rettung zu finden glaubte. Er setzte sich wieder zu dem schluchzenden Mädchen, nahm ihre Hand und sagte freundlich, aber ohne alle Leidenschaft:

„Unter diesen Umständen, liebe Hedwig, gibt es nur ein Mittel, uns Beide zu retten. Wir müssen einander entsagen — uns zu vergessen suchen — uns für immer trennen! —"

„Godornik! — Sprichst Du im Ernst!" rief Hedwig betrübt und rang in starrer Verzweiflung die Hände. — „Was soll dann mein armes Herz beginnen, wenn Du mich verläßt?"

„Ich entbinde Dich Deines Wortes," fuhr der Forstverwalter ruhig fort. „Es ist ein großes, ein unersetzliches Opfer, das ich bringe, aber ich bring' es aus Liebe zu Dir, Hedwig — Weil ich Dich über Alles liebe, entsage ich Dir! — Ich will Dein Glück, nicht Dein Unglück."

„Mein Elend willst Du — meinen Tod!" schluchzte Hedwig. — „Mit Dir sterben ist

für mich Seligkeit, ein Leben ohne Dich, Hölle und Verdammniß! — O, Godornik, ermorde mich lieber, nur verlaß mich nicht!"

Der Forstverwalter jubelte innerlich über dies offene Bekenntniß. Er wußte jetzt, daß Hedwig in seiner Gewalt sei, daß er sie zu jedem Schritt verleiten könne, und er wollte diese seine Macht über das liebende Mädchen bis zum Aeußersten benutzen, um sich an dem Bauer zu rächen, vor dessen Schwur er sich jetzt, wo er genau davon unterrichtet war, nicht mehr fürchtete.

„Arme Kleine, wie Du leidest!" sagte er zutraulich, umschlang ihren Nacken und zog sie an sich, daß ihr Kopf an seiner Brust ruhte. — Er küßte ihr duftiges Haar, spielte mit dem seidenen Gelock, knüpfte das grobe Tuch los, das ihre Schultern umhüllte, und küßte den schwellenden blendend weißen Nacken der Bauerstochter. — Hedwig, nur mit ihrem Gram beschäftigt, wehrte ihm nicht. Sie weinte fort und verbarg ihre von Thränen geschwollenen Augen an der Brust des Geliebten, — Godornik hatte hinreichende Zeit, unter

schmeichelnden Küssen das einzige Heftchen des groben Gewandes zu lösen, das Hedwig zum Oberkleide diente. — Von der stärkern Berührung betroffen, richtete sie sich auf, umschlang aber mit leidenschaftlicher Heftigkeit den Hals des ihr freundlich zulächelnden Mannes und mit dem Ausrufe:

„Ich lasse Dich nicht, und sollte es mich Leben und Ehre kosten!“ preßte sie ihre frischen warmen Lippen auf den glühenden Mund Godorniks. — Durch die heftige Bewegung verschob sich das gelockerte Gewand und enthüllte Schultern und Brust der leidenschaftlich Erregten.

Godorniks Blicke magnetisirten das liebeglühenden Mädchen — halbbewußtlos erwiederte sie die stürmischen Liebkosungen des jungen Mannes und vergaß Vergangenheit und Zukunft im flüchtigen Glück seiner Umarmungen. — —

Der grelle Klang der schwarzwälder Wanduhr, die zögernd unter schnarrendem Rädergerassel die eilfte Stunde schlug, schreckte Hedwig auf. Heftig stieß sie Godornik von sich

und sprang vor ihm zurück, wie vor einem bösen Wesen.

„Wehe mir Unglücklichen!" wimmerte die Arme, senkte ihr Haupt und schlug beide Hände über die lustflammenden Wangen.

„Du nennst Dich unglücklich und träumtest doch vor wenigen Secunden noch im Himmel der Seligen zu sein? — Undankbare, trockne Deine Thränen — sieh mir in's Auge und lies darin, daß ich Dich liebe — ewig — unauslöschlich! —"

Hedwig ließ die Hände sinken und seufzte; dann blickte sie den Forstverwalter schüchtern an, als schäme sie sich, ihm offen ins Gesicht zu sehen. Da sie Theilnahme in seinem Blick zu erkennen glaubte, wagte sie abermals zu hoffen und bittend rief sie ihm die Worte zu:

„O Godornik, verlasse mich nur jetzt nicht! — Schütze mich vor dem Grimme meines Vaters!"

„Du bist mein Weib — ich verlasse Dich nie!" versetzte der Forstverwalter und besiegelte sein Versprechen durch einen Kuß auf die kalte Stirn des schönen gefallenen Engels. —

Hedwig dachte schaudernd an die Nothwendigkeit schneller Heimkehr. Es schüttelte sie bei dem Gedanken, so spät in der Nacht, während der Geisterstunde durch die Hügel und das berüchtigte Moorland zu gehen. Was ihr vor einer Stunde noch ein leichtes freudiges Geschäft gewesen war, das machte sie jetzt erbeben, denn der schützende Engel der Unschuld war von ihr gewichen. — Alle Schrecken des Aberglaubens stürmten auf sie ein und wäre die Angst vor des Vaters furchtbarem Zorne nicht noch mächtiger in ihr gewesen, als die Furcht vor dem Grauen der Mitternacht und ihren Schrecknissen, so würde Hedwig jedenfalls den drängenden Bitten Godorniks, diese Nacht sein Haus mit ihm zu theilen, nachgegeben haben. So aber hüllte sie sich mit einer Hast, die wirklich etwas Grauenhaftes hatte, wieder in die schützenden Tücher, fuhr mit den kleinen nackten Füßen in die wärmenden Holzschuhe und nahm mit heißem wilden Händedruck Abschied von ihrem zukünftigen Beschützer.

Godornik folgte dem davoneilenden Mädchen eine gute Strecke. Erst als sie in den dun-

keln Schluchten der Hügel verschwand, kehrte er zurück und verschloß, ein Liedchen trällernd, die Thür seines Hauses.

„Ich glaube,“ sagte er misvergnügt lächelnd zu sich selbst, „ich habe eine Art dummen Streich gemacht! — — Wenn es der niedlichen Bauerndirne einfallen sollte, mich zum Vater zu machen, bringt sie mich in eine fatale Verlegenheit — — meine ganze Carrière wird dadurch verdorben! — — Ein Glück nur, daß keine Seele etwas von dieser romantischen Zusammenkunft ahnt! — — Im schlimmsten Falle kann man läugnen oder das leichtgläubige Geschöpf durch ein Stück Geld zum Schweigen bringen. — — Eine Zeit lang muß ich jetzt freilich noch den zärtlichen Verliebten spielen, — indeß, da Gelegenheiten zu traulicher Begegnung zwischen mir und Hedwig nicht gar häufig sein werden, ist wenig dabei zu wagen. — — — Am besten wäre es eigentlich, die kleine Närrin thäte auf dem Rückwege einen Fehltritt und verschwände im Moor. — — — Möglich wäre es immer, denn die Schneeflocken täuschen

und da Hedwig ihre Gedanken mehr bei mir hat als in ihrem Köpfchen, dürfte mein sehr natürlicher Wunsch sich verwirklichen. — — Nun denn, sanftes Entschlummern, gutherziges Gänschen, wenn etwas Menschliches Dir begegnet!"

Hedwig that aber keinen Fehltritt. Sie hatte ihre Gedanken wirklich bei Godornik gelassen, dessen jämmerlichen Charakter seine Worte uns zur Genüge enthüllt haben. Hätte das arme Kind ahnen können, mit welch kalter Grausamkeit der Mann sie betrogen hatte, für dessen Rettung sie freiwillig und großherzig ihr Leben aufs Spiel setzte; dann würde sie vielleicht Linderung ihrer Leiden in einem der Moortümpel gesucht und gefunden haben, die eine dünne Eiskruste überzog. Die Unschuldige, mit den Schlechtigkeiten civilisirter Männer noch nicht vertraut, ahnte nichts davon, ihre größte Sorge war auf unbemerkte Heimkehr gerichtet, mit der sich der Wunsch verband, recht bald das gesetzlich angetraute Weib des liebenswürdigen Godornik zu werden.

Von Frost und Furcht gejagt, flog Hedwig wie ein gescheuchtes Reh durch die strauchbewachsene Haidestrecke, bog in das hohe dürre Schilf ein, das immer noch seine traurigen Melodieen sang, und kam an die Moorgegend. — Sie war so schnell gelaufen, daß sie hier etwas verschnaufen mußte. — Furchtsam ließ sie ihre Blicke über die weiß gestreifte weite Fläche schweifen, aus der einzelne Erdinseln, verkrüppelte Bäume und abenteuerliche Felsgestalten schauerlich hervorragten. Ueber dem Moor sah sie die erleuchteten Fenster des Schlosses, die niedrigen Hütten des Dorfes umzog ein kalter Nebel, der von den Wiesen aufstieg und auch in einzelnen phantastischen Gebilden über dem Moor hing.

Ein Gebet murmelnd und die Hände faltend betrat Hedwig den schmalen Rückweg. Sie hütete sich wohl rückwärts zu schauen, obschon sie es unablässig hinter sich schlürfen und gehen hörte, als ob ihr Jemand auf dem Fuße folge; denn sie wußte, daß dies der tückische Geist des Moores sei, der jeden Neugierigen entweder zwinge, ihn durch den

Bruch zu tragen, was unfehlbar den Tod nach sich zog, oder ihn bei der Hand faßte und mit sich in die schlammige Tiefe hinabziehe.

Unter furchtbarem Herzklopfen und in Schweiß gebadet kam die nächtliche Wanderin glücklich durch den gefahrvollen Landstrich, erreichte bald darauf das Dorf und schlich nun langsamer an den Planken und Lehmmauern fort, hinter denen die Wohnungen der Bauern versteckt lagen.

Noch vier Höfe von der Wohnung ihrer Aeltern entfernt zog sie trotz der Kälte aus Vorsicht die Holzschuhe aus, die Erhitzung nicht achtend, die sie sich durch schnelles Gehn zugezogen hatte. So schlüpfte sie lautlos wie ein Schatten, von Niemand beobachtet, in Hof und Haus, schob den Riegel vor und erreichte im Sprunge die Treppe. In Folge schweren Auftretens knarrte das morsche Holz. Augenblicklich hörte sie in der Stube husten und die Stimme des Bruders, der verdrießlich fragte, wer noch so spät im Hause herumgehe? —

Hedwig kauerte sich zusammen und athmete nicht. — Ihr Herz pochte wie ein Ham-

mer, daß sie es in allen Nerven fühlte und ihr die Ohren davon klangen. — Da Niemand dem Fragenden Antwort gab, legte sich Jacob auf die andere Seite, murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen und schlief wieder ein.

Nun schlüpfte das ganz erschöpfte Mädchen vollends die Treppe hinauf in ihre einsame Kammer, beugte das Knie vor dem Muttergottesbilde und sank zum Tode müde auf die dürftige Streu, wo ein erquickender Schlummer alsbald die schönen Augen schloß, die so viele Thränen der Angst an diesem verhängnißvollen Tage vergossen hatten. — Das betrogene Mädchen träumte von Godornik und eine Fülle irdischen Glückes versetzte sie in Jubel und Entzücken. — Möchte das unglückliche verlassene Kind recht lange fort träumen, damit es den Leiden und Schmerzen, die seiner warten, nicht allzufrüh erliegt.

Neuntes Kapitel.

Der Baron auf Reisen.

Baron Sembronowski's unfreiwillige Reise war inzwischen mit stürmischer Eile vorwärts gegangen. Noch vor Abend fuhr er über die Weichselbrücke in die alte polnische Königsstadt Krakau ein. Hier waren ihm einige Stunden Rast verstattet. Stanislas benutzte sie, zwei seiner Briefe persönlich an ihre Adressen abzugeben, denn er wollte im Anfange als gewissenhafter und pünktlicher Bote figuriren. Die Personen, welche er bei dieser Gelegenheit oberflächlich kennen lernte, sprachen ihn wenig an. Es waren finstere wortkarge Leute, denen es auf den Mienen geschrieben stand, daß sie Niemand trauten, Niemand liebten. Und mit

solchen Menschen hatte der lebenslustige Baron nicht gern etwas zu schaffen.

Mitten in der Nacht, nachdem er behaglich ein vortreffliches Diner verzehrt und während desselben einen jüdischen Geschäftsfreund, der seit langen Jahren mit ihm in Verbindung stand, gesprochen hatte, reiste er weiter und zwar zuvörderst nach Thorn.

Der jüdische Mäkler, den wir Japhet nennen wollen, sollte dem Baron eine bedeutende Summe Geldes nach Posen schicken, worüber er ihm giltige Anweisungen gab. Denn unvorbereitet, wie er die Reise gezwungen hatte antreten müssen, fehlte es ihm augenblicklich an hinreichender Baarschaft.

Japhet war ein pfiffiger, verschmitzter und zu jedem Geschäft überaus brauchbarer Mensch. Gewissen, Ehre, Redlichkeit waren für ihn bloße Worte ohne Sinn. Er kannte nichts als Geld und Gewinn und wer ihm Beides brachte, der war sein Freund, für den ging er durch Feuer und Wasser. Stanislas hatte in Folge seines verschwenderischen Lebens diesem Nichtswürdigen große Summen eingetragen und stand mit-

hin bei dem Juden in hohen Ehren. Japhet würde es für ein Verbrechen, für eine Todsünde gehalten haben, dem steinreichen, splendid zahlenden Baron irgend einen Wunsch abzuschlagen.

Das Geschäft war daher in wenigen Minuten abgemacht und Japhet wollte sich unter tausend Kratzfüßen wieder entfernen. Stanislas aber befahl ihm zu bleiben, schickte den aufwartenden Kellner fort und begann nun in dem ihm ziemlich geläufigen Jargon polnischer Juden ein leises Gespräch mit Japhet.

„Sage mir, Jude," redete er den pfiffigen Sohn Israels an, „verstehst Du Dich auf's Eröffnen von Briefen, ohne Siegel und Papier zu verletzen?"

„Kann's nischt behaupten, Herr Baron," erwiederte Japhet, „as es aber ist nothwendig mit Gewalt, will ich Se schaffen her einen Mann von graußem Geschick in's Aufmachen von de Briefe."

„Ist er zuverlässig, Jude, und versteht er auch's Zumachen eben so gut, wie's Oeffnen?"

„As es ist mein leiblicher Sohn, Herr Baron, wird er doch nischt Schande machen seinem Vater?“

„Gut, Japhet — geh und hole Deinen geschickten Sohn. — Halte Dich aber nicht auf unterwegs, denn ich habe Eile!“

„Sorgen Se nischt, Herr Baron! — As der Japhet nischt ist geschwinder wie eine von de Locomotivern, will er nischt mehr machen ein Geschäft! — Ein graußes Wort, Herr Baron!“

Japhet ging und kam in wenigen Minuten mit seinem Sohne Benjamin, einem langen blassen Jünglinge, der in seinem schwarzen Rockelor wie ein angekleidetes Gespenst aussah, zurück. Ihr Keuchen verrieth, daß sie im vollen Trabe durch die Straßen gerennt sein mußten.

„Do is der Künstler, Herr Baron,“ sagte Japhet. „Er hat sich gebildet unter meine Augen und ich habe oft geweint Thränen vor Freude über de Geschicklichkeit, womit ihn hat gesegnet der gnädige Gott. — Ach es geht doch nischt über de Geschicklichkeit in de Geschäfte

von 'nem armen elenden Juden! — Wirf Dr auf de Knie, Ben, vor dem gnädigen Baron! — 's Ist 'n graußer Mann, bei dem De kannst verdienen n' paar blutige Gulden!"

Ben versäumte nicht, der Mahnung seines liebenswürdigen Vaters zu folgen, wobei er aus eignem Antrieb und jüdischem Instinct noch den Rock des Barons küßte.

„Dein Vater empfiehlt mir Dich, Ben, kann ich mich auf Deine Geschicklichkeit verlassen?"

„Der allergnädigste Herr sollen nischt zahlen, wenn ich mache meine Sachen schlecht!" sagte Ben.

„'s Ist 'n Künstler, Herr Baron, 'n graußer Künstler!" betheuerte Japhet. „Hat er doch 'ne Anstellung für seine geschickte Hand in de Büreau von dem russischen Consul! — Werden S' do glauben meinen Worten?"

Stanislas nahm einen der von dem Kaplan erhaltenen Briefe aus seinem Portefeuille und zeigte ihn dem jüdischen Künstler.

„Kannst Du dies Siegel lösen und wieder schließen, ohne den Brief zu verletzen?"

„So gewiß ich bin vom Stamme Abrahams, ich kann's!"

„Dann zeige Deine Kunst."

Ben zog aus seiner Rocktasche ein Etuis mit verschiedenen sehr zarten und eigenthümlich gestalteten Instrumenten. Unter diesen wählte er eins in Form einer Sichel aus, ließ es über der Flamme des Lichtes heiß werden und trennte dann mit größter Gewandheit durch schnellen Zug das bindende Siegel von dem Couvert. Mit Leichtigkeit ließ sich jetzt der Brief öffnen und die Inlage herausnehmen.

Der Baron entfaltete das Schreiben mit größter Erwartung, ließ es aber eben so schnell wieder sinken. Der Brief war in einer Chiffersprache geschrieben, die er nicht kannte. Nur die kurze Nachschrift darunter war deutsch und diese lautete zu nicht geringer Verwunderung Sembronowski's wörtlich:

„Den Ueberbringer dieses Schreibens, Herr Baron Stanislas von Sembronowski, einen in jeder Hinsicht ausgezeichneten Mann und feurigen Patrioten, empfehlen wir Ihnen auf das angelegentlichste, und bitten Sie den=

selben mit aller Ihnen zu Gebote stehender Aufmerksamkeit und Freundschaft zu behandeln!"

„Das ist seltsam," murmelte Stanislas nachdenkend. „Er kennt mich als Gegner der revolutionären Bewegung, benutzt die ihm günstige Gelegenheit, mich zu entfernen, und empfiehlt mich als feurigen Patrioten! — — Der Teufel werde klug aus diesen verdammten Jesuiten!"

Er suchte einen andern nach Lyon adressirten Brief hervor und ließ ihn auf die bereits angedeutete Weise ebenfalls durch Ben öffnen. Auch dieser Brief war in der ihm unverständlichen Zeichensprache geschrieben und die Nachschrift lautete, nur diesmal in französischer Sprache, genau eben so.

Stanislas glaubte jetzt genug zu wissen und ließ die Briefe von Ben wieder siegeln. Der gewandte Jude machte seine Sachen so vortrefflich, daß es auch dem schärfsten Auge nicht gelungen sein würde, eine Verletzung daran zu entdecken. —

Ein Ducaten war der Preis für die Bemühungen des Jünglings. „Küss'n de Hand,

ßen!“ sagte Japhet. Der gnädige Baron ist 'n graußmüthiger Herr! — Du kannst finden an ihm mehr, als De hast an mir, der ich doch bin Dein rechtschaffener armer Vater!“

„Japhet,“ sprach der Baron, die Briefe wieder einpackend, „ich weiß, daß es in ganz Krackau kein Haus gibt, wo Du nicht bekannt wärst, und daß Du namentlich mit allen Vornehmen und Adligen in sehr enger Verbindung steht. Hast Du nicht bemerkt, daß seit einiger Zeit geheime Zusammenkünfte bald da bald dort stattfinden?“

„Pst, Herr Baron!“ flüsterte Japhet. „As Se sein wollen 'n kluger Mann, sprechen Se nischt dervon! — Ich sehe gut und bin doch blind wie 'n Maulwurf! — Ich höre fein, wie 'n Spitzhund und bin doch taub, as hätt ich gelernt aufs Geschäft, und stumm, stumm wie 'n Fisch! — O, 's es 'was Schönes um de Klugheit, Herr Baron!“

„Fürchte nichts, Jude, wir sind hier unbelauscht. — Ich fragte blos, um zu erfahren, ob Du Lust hättest zu einem kleinen Nebenverdienst?“

„O wai!“ rief Japhet. „Wie können doch fragen der Herr Baron so curios! — — Wovon lebt der Mensch? — Vom Geschäft! — Und warum macht der Mensch Geschäfte? — Nun für was, as daß er verdienen will 'ne Kleinigkeit. — Und wofür bin ich 'n armer Jüde, wenn ich nischt soll machen 'n Nebenverdienst, 'n Profitchen unter der Hand? — Ist's genug gesagt, Herr Baron?“

„Du scheinst mir willig zu sein,“ versetzte Stanislas, „und das ist schon etwas. Allein in der Angelegenheit, in welcher ich Deine Dienste benutzen möchte, reicht bloße Willigkeit noch nicht aus. Du mußt auch furchtlos und treu sein!“

„Können mich der gnädge Herr Baron nennen 'nen Schuft, as ich bin worden genau bezahlt und ich habe gegeben drauf mein Wort?“

„Ich habe keine solche Klage gegen Dich, Jude.“

„Nun also, was wollen noch der gnädge Herr weiter von mir?“

„Ich wollte, Du wärst tapfer, muthig, aber Du bist feig!“

„Soll ich mer schießen um Geld?“ versetzte Japhet mit verächtlicher Miene. — „Hm, was thu' ich dermit, as ich bin zu dick für de Kugel und se muß sich suchen 'nen verbotenen Weg durch mein Fleisch und Blut? — Is es feig, daß ich meide 'ne Gefahr, die mer kann Schaden thun, ohne daß ich mich weiß zu schützen dagegen? — Ich kann 's nischt finden! — Was ist Tapferkeit? — As ich geh meinen Weg durch Dick und Dünn, as ich komme zum Ziele, das ich suche und daselbst finde eine Belohnung, wovon ich kann machen neue Geschäfte und mich dabei ausruhen von de Strapatzen!“

Stanislas mußte lächeln über die Lebhaftigkeit des Juden.

„Nun, nun, erhitze Dich nur nicht, Japhet,“ sagte er. „Was ich Dir auftragen möchte, trifft ungefähr mit Deiner Definition von Tapferkeit zusammen. — Du sollst ein wenig den Spion spielen. — Hast Du Lust dazu?“

„Spion! Spion! — 's Ist 'n Wort, wofür mer nischt gern zahlt gut Geld. — Und

's ist 'n Geschäft, wovon mer kann kriegen 'n unheilbares Halsweh, as mer nischt is sehr auf seiner Huth! — 's Will wohl bedacht sein, Herr Baron, wohl bedacht!"

„So bedenke es denn wohl und höre zugleich, was man von Dir verlangt! — Du schreibst Dir die Namen derjenigen auf, aus deren Munde Du verdächtige staatsgefährliche Aeußerungen vernimmst, darüber setzest Du das Wort „Verschworene," siegelst eine solche Liste in ein Couvert und adressirst den Brief an das K. K. Oberpolizeiamt in Wien. So oft Du einen Bogen mit verdächtigen Namen beschrieben hast, wiederholst Du das Experiment. Dafür bekommst Du in Jahresfrist oder etwas später tausend Gulden auf diese Anweisung ausgezahlt. — Bist Du damit einverstanden?"

„Tausend Gulden — Gulden Münze —?"

„Vollwichtige österreichische Gulden!"

„'Ne hübsche Summe — — Mit tausend Gulden läßt sich machen 'n gutes Geschäftchen, wenn mer hat Glück!"

„Du wirst Glück haben, Japhet, denn Du dienst einer guten Sache."

„Ja gewiß, gewiß! — — Schlechte Menschen verrathen is 'ne gute Sache, as mer dafür wird bezahlt ehrlich und dabei hat Glück! — Ich bin immer gewesen 'n Freund von de gute Sache!"

„Um so mehr bist Du verpflichtet, auch diesmal dafür zu wirken. — — Hier ist die Anweisung und hier sind zehn Gulden Draufgeld. — Bedenke Dich nicht länger!"

„Ich will mich nicht länger bedenken, Herr Baron! — Ich will nehmen die Anweisung und die zehn Gulden Münze mit graußem Dank und will werden von heut an 'n rechtschaffner Spion für de gute Sache! — Wie ist mer doch? — Kann mer's Papierchen verkaufen, as mer braucht Geld vor der Zeit?"

„Nein, Japhet, Du mußt warten, bis es verfallen ist."

„Nun so will ich warten, bis es verfallen ist, Herr Baron, und einbüßen de Zinsen von tausend Gulden Münze auf 'n Jahr! — 's Geschäft is sicher und will mer doch

vorkommen, as wär's ne faule Sache. — — Haben der Herr Baron sonst noch 'was zu befehlen 'nem armen Juden?"

„Für heut nicht, Japhet," versetzte Stanislas. „Halte Wort, sei stumm und fleißig und es wird Dir in Zukunft sehr wohl gehen! — Auf Wiedersehen!"

„Ich empfehle mich zu Gnaden dem Herrn Baron, wünsche Ihnen glückliche Reise, und as der gnädige Herr brauchen 'n andres Mal 'nen Mann, der 'was versteht von's Geschäft, wollen Se sich wenden an Japhet in Krakau. — Wünsche Ihnen nochmals unterthänigst glückliche Reise!"

Stanislas war sehr zufrieden, so leicht, schnell und sicher seinen Feinden eine geheime Schlinge gelegt zu haben. Er ließ anspannen und reiste sorglos weiter nach Thorn. Obwohl sein Reisewagen mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten wohl versehen war, verursachte die lange und schnelle Fahrt dem verwöhnten Baron doch Beschwerden. Die Gegend bot auch keine Unterhaltung und als der Morgen graute, fing es gar an zu schneien und zwar

so heftig, daß der Schnee bald fußhoch lag und der Wagen nur mühsam von den ermatteten Pferden weiter geschleppt werden konnte.

Aus Langeweile versuchte Stanislas zu schlafen, er ward aber im Einschlummern immer wieder durch die Stöße des Wagens aufgeweckt, daß er fluchend davon abließ und verdrießlich in die massenhaft niederfallenden Schneeflocken hinaussah. Er dankte Gott, als gegen Abend die Thürme Thorn's durch den Schneenebel sichtbar wurden und Schlag fünf Uhr der Wagen über die Zugbrücke rollte.

Diesmal zog es der Baron vor, erst für sich und seine Bequemlichkeit Sorge zu tragen und dann erst an seine Geschäfte zu denken.

„Was wollten die Herren machen, wenn unterwegs eine Achse gebrochen wäre," tröstete er sich. „Sie müßten doch warten, bis ich Lust hätte, Courier und Briefträger in Einer Person zu spielen."

In Thorn hatte Stanislas Briefe an das Handelshaus Holmbach abzugeben. Dahin ließ er sich am nächsten Morgen nach dem Frühstück von einem Lohnbedienten führen.

Holmbach war ein Weinhändler, vom Rhein gebürtig. Die Firma existirte erst seit wenigen Monaten. Ein Compagnon leitete für gewöhnlich den Detail und Engrosverkauf, da der Gründer der Handlung die meiste Zeit des Jahres auf Reisen lebte und sich nur bisweilen auf Tage und Wochen in Thorn aufhielt.

Holmbach befand sich in seinem Comptoir. Er trug eine Brille mit blauen Gläsern, ein Käppchen von schwarzem Sammet, wie die protestantischen Landgeistlichen, und schrieb Briefe. Freundlich, aber mit den Manieren eines ächten Geschäftsmannes empfing er den Baron, ihn durch die Brille scharf betrachtend. Stanislas fühlte die stechenden Blicke des Weinhändlers nicht, da er dessen Augen durch die blauen Gläser nicht erkennen konnte.

„Er ist es!“ sagte Holmbach leise zu sich. „Es ist der Spieler aus Homburg vor der Höhe. — Die Freunde in Bern sind mir treue Bundesgenossen gewesen. — Dank dem Herrn und unsern weisen Gesetzen, wir triumphiren!“

Der Weinhändler Holmbach war Niemand anders, als der jesuitische Emissär Emanuel, der unter dieser unverfänglichen Maske sein geheimes, im Finstern schleichendes Revolutions- und Bekehrungswesen unbeachtet treiben konnte.

Das Schreiben Josephs überraschte ihn durch die uns bekannte Nachschrift. Denn in jenen freundlich empfehlenden Worten lag die furchtbarste Anklage gegen den Ueberbringer verborgen. Sie bezeichneten den Baron als einen gefährlichen, schlauen, gewandten und entschlossenen Feind der revolutionären Partei und riethen in ihrer schmeichelnden Höflichkeit zu dessen strenger Beaufsichtigung und — Beseitigung. — Emanuel wußte, nachdem er die Nachschrift des Kaplans gelesen hatte, daß Stanislas ohne zuverlässige Aufsicht Thorn nicht wieder verlassen dürfe. Um den leichtsinnigen Lebemann in sorglose Sicherheit einzuwiegen, behandelte ihn Emanuel mit außerordentlicher Zuvorkommenheit und ließ sich bei einer Flasche trefflichen Johannisberger in ein vertrauliches Gespräch mit ihm ein.

„Es ist sehr anerkennenswerth, Herr Baron,“ sagte der Weinhändler „daß Personen Ihres Standes und Einflusses zu so untergeordneten Geschäften, wie das eines Couriers, sich herablassen. Das Vaterland wird Ihnen für solche Aufopferung stets dankbar verflichtet bleiben.“

„Mein Gott,“ dachte Stanislas, „jetzt hält mich der Krämer gar für einen enragirten Patrioten und wüthenden Revolutionär! — Nun die Sachen gehen vortrefflich, dünkt mich. Der Herr Kaplan scheint gut unterrichtet zu sein, daß er solchen Kurzsichtigen die wichtigsten Verhandlungen anvertraut. — Ich denke, jetzt stoße ich ebenfalls in das Horn des Schwachkopfes und hole ihn etwas aus!“ — — „Nun,“ sagte er zu Holmbach, „meines Wissens gibt es keinen polnischen Edelmann, der nicht Gut und Blut für die Wiederherstellung seines Vaterlandes einsetzte. — So großem und heiligem Zwecke zu Liebe muß der wahre Patriot jeder Dienstleistung sich willig unterziehen.“

„Gewiß, gewiß,“ erwiederte Emanuel etwas zerstreut, denn er ging eben mit sich

zu Rathe, wie er den Verräther am sichersten unschädlich machen könne. „Wie lange gedenken Sie sich hier aufzuhalten?“

„Sehr kurze Zeit, denn — Sie wissen —“ fügte er mit bedeutungsvollem Blicke hinzu, „ich habe Eile! — die Freunde in Paris wünschen sehnlichst zu erfahren, wie es hier steht, mit welchen Augen das Landvolk ihre communistisch klingenden Aufreizungen angesehen hat. Ich werde deshalb heute noch abreisen.“

„Heut noch! — Sie sind wirklich bewundernswürdig eifrig! — Aber bis Abend werden Sie doch verweilen?“

„Nun ich denke so lange darf ich mir Ruhe gönnen.“

„Werden Sie mir dann vielleicht die Ehre erzeigen,“ sagte etwas schüchtern der Weinhändler, „einen Löffel Suppe bei mir zu essen? — Wir könnten alsdann noch Dies und Jenes besprechen. — Freilich Sie müssen mit einer Junggesellenküche vorlieb nehmen.“

„Bitte, geniren Sie sich ganz und gar nicht, Herr Holmbach,“ erwiederte Stanislas sehr vergnügt. „Ich bin selbst Garçon und

es gewährt mir nichts mehr Vergnügen, als so recht ungestört mit einem oder ein paar Freunden poculiren zu können."

„Sehr verbunden, sehr verbunden," sagte Holmbach. „Also auf Wiedersehn um ein Uhr. — Ich bin sehr pünktlich in allen Dingen, Herr Baron, also auch in Bezug auf die Speisestunde. — Meine Geschäfte verlangen das, — auf Wiedersehen."

Unter vielen Complimenten und Bücklingen begleitete er nach diesem kurzen Gespräch den verdächtigen Baron bis auf die Straße, wo er dem Fortgehenden, der nicht ein Wort, das ihm nützen konnte, erfahren hatte, noch vielmals unter verbindlichem Lächeln freundlichst mit der Hand nachwinkte. —

Stanislas ließ nicht auf sich warten. Als Gourmand liebte er eine wohlbesetzte Tafel und gute Weine und Beides glaubte er bei dem ältlichen Manne zu finden. Er hatte sich nicht getäuscht. Ein ausgesuchtes Mahl, lecker zubereitet, und die rarsten ältesten Weine zierten die Tafel des Weinhändlers. Der Baron mußte sich selbst gestehen, daß er nirgends besser gespeist habe.

Anfangs glaubte er, Holmbach werde ihm während der Tafel, von Gespräch und Wein angeregt, einige Blicke in die ferneren Pläne der Verschworenen thun lassen, denn der Weinhändler sprach von vertraulichen Mittheilungen, die man sich machen wolle. Leider hatte der Zufall sein neckisches Spiel und rief aller Augenblicke den vielgeplagten Mann vom Tische. Er konnte weder die Suppe, noch irgend ein anderes Gericht essen, ohne zwei- bis dreimal von der Haushälterin gestört und in das Verkaufslocal gerufen zu werden. Holmbach stellte sich darüber selbst verdrießlich, mußte sich aber in Geduld fügen, da er es nicht ändern konnte.

„Da sehen Sie, was ein Geschäftsmann für Noth hat!" sagte er zu seinem Gaste. „Keine Ruh' bei Tag und Nacht! könnte man mit Leporello singen. — Unglücklicherweise ist mein Compagnon, der den Detailverkauf genauer kennt als ich, gerade über Land gegangen, und so bin ich gezwungen, übel und böse diesem unangenehmsten aller Geschäfte bis zu seiner Rückkehr mich anzunehmen. — Lieber Gott, man ist so abhängig vom Publikum, man muß sich also fügen, um nur

die Kundschaft nicht zu verlieren, die ohnehin in jetzigen schlechten Zeiten so schwer zu erwerben ist!"

„Herr Holmbach?" sagte die Haushälterin abermals, ihr grämliches, von einer abscheulichen und noch dazu schmutzigen Haube verunstaltetes Gesicht durch die halbgeöffnete Thüre schiebend.

„Es geht so fort, wie Sie sehen," sprach der Weinhändler. „Bitte tausendmal um Entschuldigung, allein Herrendienst — Sie kennen das Sprichwort — geht vor Gottesdienst!"

Stanislas wäre gern ärgerlich geworden über diese ewigen Störungen, da sie ihn abermals um jegliche vertraute Mittheilung brachten; da er aber denn doch sah, daß nichts als Geduld helfen konnte, so bemühte er sich, die Sache von der lustigen Seite zu nehmen, und bei seinem leichten Charakter gelang es ihm auch sehr bald, sich an dem hastigen Gehen und Kommen seines Gastfreundes zu ergötzen.

Beide Männer schieden nach beendigtem Male unter herzlichen Umarmungen und lebhaften Betheuerungen der Zuneigung und des Vertrauens, und sprachen die Hoffnung aus, sich früher oder später wieder zu begegnen. —

Eine Stunde später reiste der Baron nach Posen ab. Mit ihm zugleich, oder vielmehr ein paar Minuten später, passirte ein polnischer Bauerwagen, dessen verdecktes Gestell leicht auf Schlittenkufen gestellt werden konnte, ebenfalls das Thor der Festung und folgte dem Reisewagen des polnischen Edelmanns. — Vom Himmel fiel wieder dichter Schnee in großen feuchten Flocken. Stanislas kam weit langsamer vorwärts, als er wünschte. Er verfluchte hundertmal das abscheuliche Clima seines Vaterlandes. —

In Posen hielt sich der Baron nur sehr kurze Zeit auf, ihn zog es an die westliche Grenze Deutschlands, an den Rhein, wo er einem mildern Himmel zu begegnen hoffte. Wirklich verlor sich auch hinter dem Thüringer Waldgebirge der Schnee, die Luft ward wieder mild, Main und Rhein trieben wenig Eis. Stanislas fühlte sich wie neugeboren und beschloß in Mainz wenigstens acht Tage lang auszuruhen und ein sorgenloses Schwelgerleben zu führen.

Er hielt sich selbst Wort, lebte wirklich wie ein Fürst und fuhr am neunten Tage sogar nach Bingen, um dort einen alten Freund,

der eine schöne Nichte besaß, aufzusuchen. Leider fand er zwar den Freund, nicht aber die Nichte, die sich inzwischen glücklich verheirathet hatte. Der Freund litt am Podagra, woran der häufige Genuß des schmackhaften Oberingelheimers Schuld sein mochte, den der Feinschmecker in seinem Keller nie ausgehen ließ. Krankheit und damit verbundenes grämliches Wesen liebte Stanislas nicht; er wünschte daher dem leidenden Freunde gute Besserung, fuhr zurück nach Mainz und traf nun endlich Anstalt, nach Straßburg aufzubrechen. — Er hatte volle zehn Tage ausschließlich seinem Vergnügen geopfert und stieg, damit sehr zufrieden, am Abend des zehnten Tages in seinen Reisewagen.

Hinter ihm klapperte eine schlechte Chaise aus dem Thore, in der ein einzelner pelzverhüllter Mann saß, denn der Winter war seit ein paar Tagen auch am Rheine als strenger Gast eingezogen.

Gegen Morgen überschritt der Baron die französische Grenze. Er mußte aussteigen, um von den Douaniers den Wagen durchsuchen zu lassen. Dabei bemerkte er die seitwärts haltende Kalesche, deren Inhaber mit einem

Douanenbeamten sich lebhaft unterhielt. Er glaubte, seinen Namen nennen zu hören in dem Augenblick als er den Wagen wieder bestieg, um weiter zu reisen. Bald darauf hörte er das Klappern der Kalesche abermals hinter sich, sie fuhr mit ihm zugleich in Straßburg ein.

Stanislas hatte jetzt Eile, denn er wünschte sobald wie möglich nach Paris zu kommen. Deshalb reiste er schon mit einbrechender Nacht wieder ab.

Von Müdigkeit übermannt fiel er in festen Schlaf. Er wußte nicht, wie lange er geschlummert haben mochte, als ihn plötzlich ein heftiger Wortwechsel erweckte. Zugleich ward der Wagen gewendet und ein Mann in Pelze gehüllt, stieg, wie er in der Dunkelheit bemerken konnte, zu dem Postillon auf den Bock. Im raschesten Trabe flog der Wagen weiter und Stanislas schlief wieder ein.

Als er aufwachte, graute der Tag. Er ließ das Wagenfenster herunter und sah auf die ihm genau bekannte Gegend. Die Vogesen lagen zur Rechten mit frischem Schnee bedeckt, in der Ferne schimmerten die massenhaften Umrisse des gewaltigen Juragebirges. — Ein Blick sagte ihm, daß er nach Basel, nicht nach Paris fahre!

— Er knirschte vor Wuth und schrie wie ein Besessener, man solle auf der Stelle halten! —

Sein Befehl ward respectirt. Der im Pelz stieg ab, öffnete den Wagenschlag und wünschte dem Baron mit freundlicher Stimme einen guten Morgen.

„Zum Teufel, was ist geschehen, während der Nacht?" schrie Stanislas. „Ich muß nach Paris und ein Esel von Postillon ist auf einer Kreuzung der Straße fehl gefahren und schleppt mich nach der Schweiz! — Auf der Stelle umgekehrt und dann zugefahren, was die Pferde laufen mögen!"

„Bitte um Entschuldigung, mein Herr, Sie sind ganz auf dem rechten Wege," sagte lächelnd der im Pelz.

„Aber zum Teufel, wer sind Sie, Herr, und wie können Sie sich unterstehen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

„Der Herr Baron haben ein sehr kurzes Gedächtniß, wie es scheint. Erinnern Sie sich nicht mehr des Weinhändlers Holmbach?"

„Was? — Sie sind's? — Nun guten Morgen, lieber Herr! — Aber was bringt Sie auf den Bock meines Wagens?"

„Vorsorge, Herr Baron, nichts wie Vor=

sorge! — Sie waren verirrt und ich habe Sie auf den rechten Weg zurückgebracht. — Warum lagen Sie auch zehn Tage in Mainz und vergaßen so ganz die Warnung des guten Kaplan Joseph. — Wir lassen uns nicht ungestraft hinters Licht führen, müssen Sie wissen."

Stanislas wechselte die Farbe. Er errieth, daß er überwacht und — in einem gewissen Sinne auch gefangen sei!

„Damit Sie nicht abermals einen falschen Weg einschlagen oder säumig in Erfüllung Ihrer Pflicht sich zeigen," fuhr der Weinhändler fort," gestatten Sie mir von jetzt an einen Platz im Innern Ihres Wagens. Die Nacht wollt' ich Sie nicht in Ihrer Ruhe stören aus Rücksicht vor Ihrem — Stande."

Mit diesen Worten stieg Holmbach ein und ehe noch der überraschte Baron ein Wort dagegen sagen konnte, fuhr der Wagen auf dem Wege nach Basel in raschestem Trabe weiter.

„Aber beim Teufel, Herr, wer sind Sie denn eigentlich?" rief Stanislas geärgert und doch auch wieder amusirt; denn dem leichtsinnigen Manne machte dies unerwartete

Abenteuer Spaß und er hielt es für klug, die Sache von der chevaleresken Seite aufzufassen.

Der Weinhändler knöpfte seinen Pelz auf. Unter ihm ward die schwarze Sutane und das stählerne Creuz des Jesuiten sichtbar.

„Ein Mitglied der Gesellschaft Jesu," sagte Emanuel mit freundlichem Lächeln, indem er die blaue Brille und das schwarze Käppchen abnahm, das seine große Tonsur verhüllte.

„Und wohin reisen wir, Sie amüsanter Schelm, der sich auf's Entführen alter Junggesellen legt?"

„Nach Italien, wenn es Ihnen beliebt, zu Ihrem Herrn Vetter, dem Grafen Michael Sembronowski."

Stanislas lachte, Emanuel erlaubte sich zu lächeln, und ließ dabei spielend das Heft einer Pistole blicken, die er unter seinem Pelzrocke trug.

Der Baron faßte sich wie ein Mann, schloß die Augen und legte sich in die Wagenecke, die fernere Sorge für weiteres Fortkommen dem geschäftigen Weinhändler aus Thorn großmüthig überlassend.

Ende des ersten Theils.

Druck von Fr. Oldecop's Erben in Oschatz.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Willkomm, Ernst,

Die Nachtmahlsbrüder in Rom ein Roman

Bd.: 1

Leipzig (1847)

P.o.germ. 1630 ce-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10123545-2